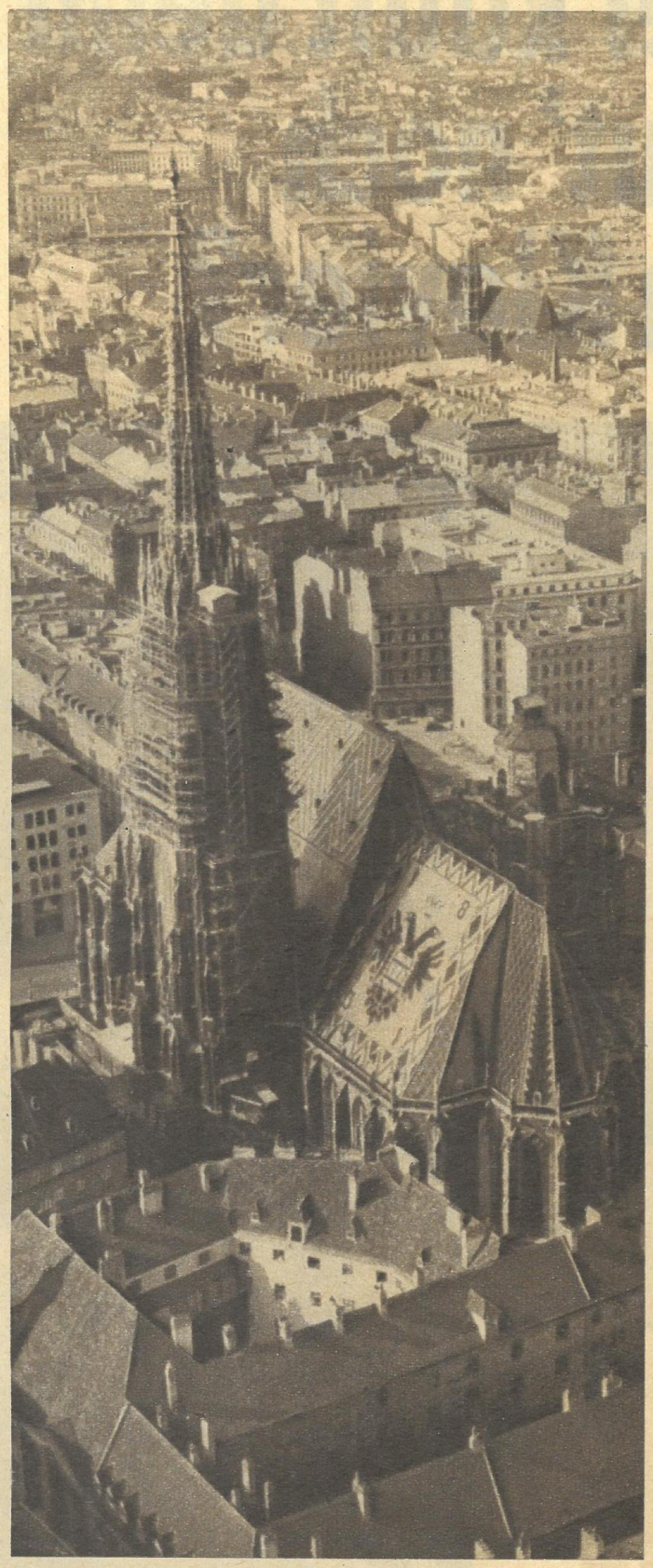
6
1. Februarheft 1965
ZB
ZEIT IM BILD

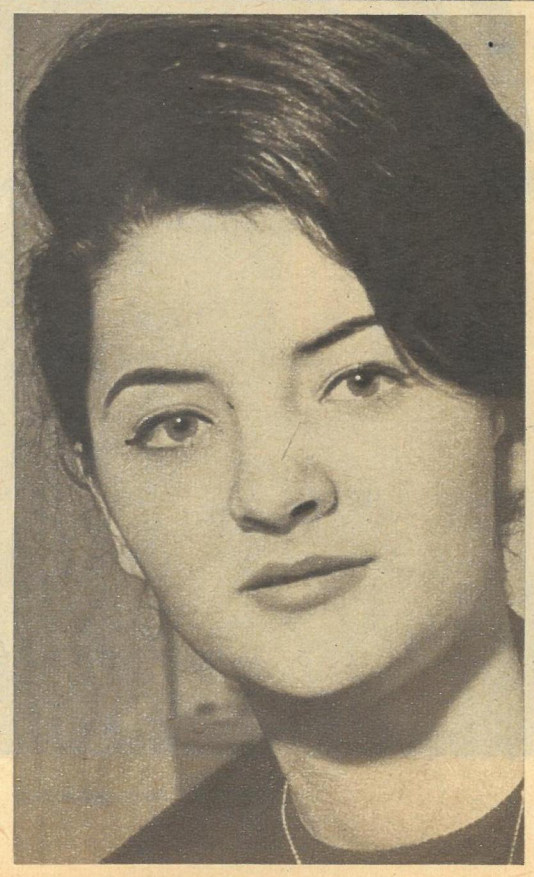
Wer kauft denn heut' noch ein Klavier?

FOTO JUNGGEBAUER

Brief aus Wien. Von Herbert Berger



Der schwarze Engel von Wien



Weit schweift der Blick von der Höhe des Stephansdoms über die Hauptstadt Österreichs. Hier leben mehr als anderthalb Millionen Menschen, ein Viertel der Bevölkerung des Landes. Ein gewaltiges Häusermeer dehnt sich zu meinen Füßen. Schornstein an Schornstein ragt über die Dächer, wie Pilze im Walde, denen der Hut weggenommen wurde. Nichts mehr von den Zerstörungen im Stadtbild ist von hier oben zu sehen, die vor zwanzig Jahren das Gesicht der Metropole entstellten, weil Hitler Wien zu einem letzten Bollwerk gegen die Rote Armee zu machen befahl.

Unter mir kräuselt der Rauch aus Zehntausenden Schornsteinen in die kalte Winterluft, Zeichen dafür, daß friedliche Menschen in der Geborgenheit ihrer Wohnungen Behaglichkeit und Wärme genießen. Hier oben, in der weiten Öffnung vor dem Glockenstuhl, die mir den Blick auf Straßen und Gassen gewährt, pfeift ein scharfer Wind. Nicht nur die Kälte vertreibt mich schließlich, sondern noch ein anderer Grund. Ich bin verabredet. Unten, in der Tiefe, erwartet mich ein Mädchen, die siebzehnjährige Eva Zubrenic.

Schon kommt sie auf einem Moped zu dem vereinbarten Rendezvous herangebraust. Nicht im modernen Flauschmantel, den sie bei dem klirrenden Frost gebrauchen könnte, sondern in ihrer Arbeitskleidung. Als ich sie fotografiere, hält ein Autofahrer am Bürgersteig an und fragt mich: „Hat sie sich extra für Sie so angezogen?" Er wittert eine gestellte Aufnahme. Meine Antwort enttäuscht ihn: „Nein", sage ich, „sie ist echt. Sie ist tatsächlich Rauchfangkehrerin, die einzige, die wir in Österreich haben." Ich frage das Mädchen, ob die Arbeit für sie nicht recht gefährlich ist. Einmal, berichtet sie, ist sie beinahe aus elf Meter Höhe abgestürzt. Ein andermal brach eine morsche Laufplanke unter ihr. Sie rutschte über den Ziegelbelag des Daches ab, konnte sich aber am Dachrand festklammern und hing minutenlang in schwindelnder Höhe über dem Gehsteig, bis sie vom Rettungsdienst aus ihrer gefährlichen Lage erlöst wurde. „Berufsrisiko", meint sie lakonisch. Inzwischen sind wir in ihrem Revier angelangt, und ich finde es nicht gerade gemütlich, mit ihr auf den Dächern Wiens herumzusteigen. Sie merkt mir wohl meine Gedanken an und neckt mich. Was bleibt mir übrig, als nun selbst zu sagen: „Berufsrisiko."

Aber es kommt nicht so schlimm. Wir fahren mit dem Lift in den zwölften Stock eines Hochhauses, das zu meinem Glück ein Flachdach hat. Während Eva Zubrenic ihrer Arbeit nachgeht, verrichte ich die meine und fotografiere sie. Dabei erzählt sie mir, daß ihr Beruf einige andere Tücken hat. Kürzlich mußte sie in einen alten Kamin hinabklettern, in dem es keine Steigeisen gab. Die Bewohner des Hauses waren von ihrem Vorhaben verständigt worden. Doch einer hatte den Hinweis vergessen und begann, seinen Ofen zu heizen, als die junge Rauchfangkehrerin mitten im Kamin war. Halberstickt von Qualm und Kohlengas rutschte sie ab, fing sich aber in letzter Sekunde gerade noch ab. Zerschundene Arme und Knie nahm sie als Andenken an diesen Kamin mit nach Hause.

Dieses, ihr Zuhause, lerne ich in der Stunde, in der sie Feierabend hat, kennen. Eva Zubrenics Mutter empfängt mich. Sie bittet mich, ein Weilchen zu warten. Aus dem Weilchen, dem ich höflich zustimme, werden fünfundvierzig Minuten, denn Österreichs einziger weiblicher Schornsteinkehrer sitzt seine tägliche, obligatorische Stunde in der Badewanne. Schließlich sitzt sie mir doch gegenüber. Das Mädchen in der rußbedeckten Arbeitskluft vom Vormittag ist nun in „Zivil". Frisiert und mit gelackten Fingernägeln ist sie kaum wiederzuerkennen.

Während sie sich mit dem Besucher unterhält, der später über sie in einer ostdeutschen Zeitschrift berichten wird, klingelt dann und wann das Telefon. Die Anrufer melden einen undichten Kamin oder bitten um ein Gutachten, ob ihr Kamin für Ölheizung geeignet ist. Eva notiert ihre Adressen für den morgigen Besuch.

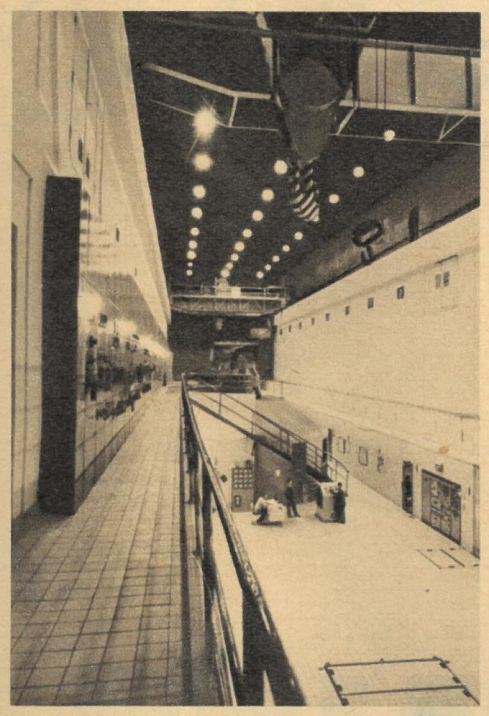
„Vor zehn Jahren starb mein Vater", erfahre ich. „Mutter führt den Betrieb seither weiter. Ich wollte erst einen anderen Beruf ergreifen, aber dann entschloß ich mich doch, den Beruf meines Vaters zu erlernen. In drei Jahren bin ich Geselle. Nach dreijähriger Gesellenzeit lege ich dann die Meisterprüfung ab."

„Werden Sie einmal einen Rauchfangkehrer heiraten?" frage ich indiskret.

Sie winkt lächelnd ab. „Nein, wenn ich Meisterin bin, ist das nicht nötig."

Ich wiege zweifelnd den Kopf hin und her. Aber ich spreche meine Zweifel nicht aus. Insgeheim denke ich, es wird sich schon einer aus der Zunft der schwarzen Männer finden, der sie von ihrem Vorsatz abzubringen versteht.

FOTOS: VERFASSER (4), ARCHIV

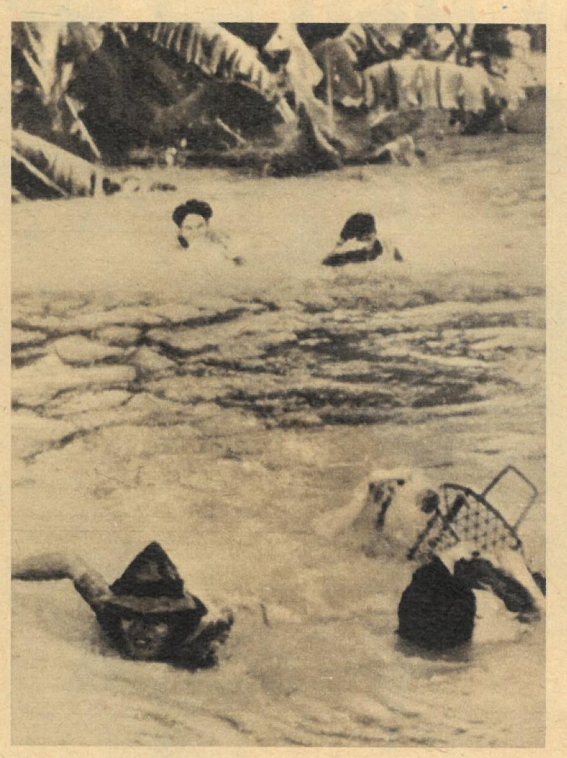


ČESKY-KRUMLOV/SÜDBÖHMEN. 43 Kilometer lang ist der Stausee, aus dem dieses in 200 Meter Tiefe erbaute Kraftwerk Lipno im südböhmischen Sumava-Gebirge seine Energiequellen schöpft.

MINSK. David und Goliath der sowjetischen Lkw-Industrie einträchtig beieinander. Der „SAS 970" reicht dem „Belas 531" noch nicht einmal bis zum oberen Räderrand. Der gewichtige 40-Tonner ist der Jubilar dieses ungleichen Duetts. Er wurde als tausendster seiner Art, der in dem Bjelorussischen Automobilwerk geboren wurde, registriert.

FOTOS: TASS; ZENTRALBILD / AP (2) / KEYSTONE / MOE. / CTK / WITTEK

ATHEN. Der milliardenschwere griechische Reeder Onassis (mit dunkler Brille) entzückt sich auf einer seiner Partys des „süßen Lebens" am Tanz auf dem Tisch Nebenbei bemerkt: Griechenland steht ansonsten auf der untersten Stufe europäischen Lebensstandards.



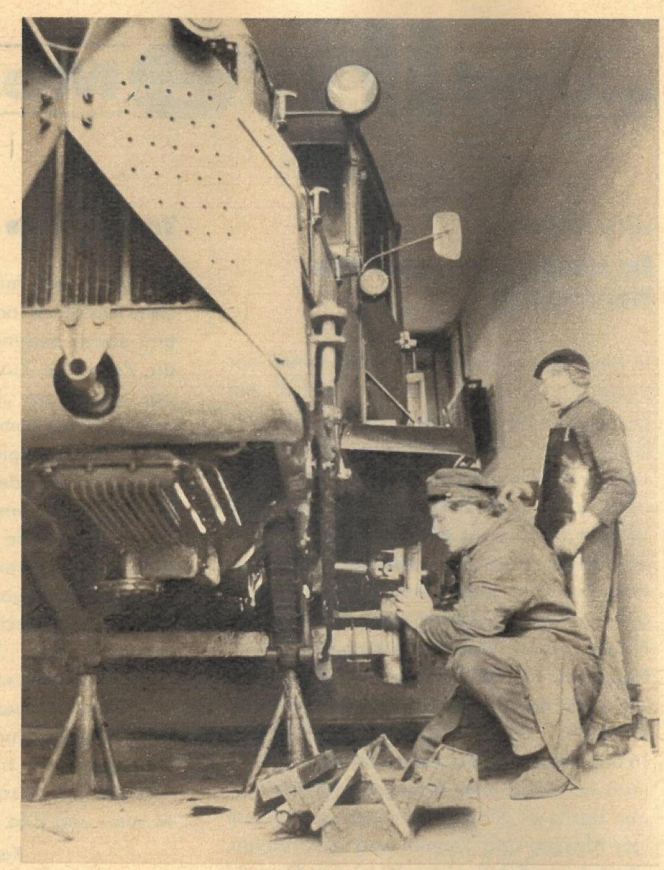
SAIGON. Die große Überschwemmungskatastrophe, durch die 26 000 Südvietnamesen obdachlos wurden, forderte über 500 Menschenleben. Unser Bild zeigt, wie vier von der Katastrophe Betroffene mit letzter Kraft auf ein rettungbringendes Boot zuschwimmen.

ST. JOHANN/SALZBURG. Das ist kein Karnevalsumzug. Vielmehr geht es in St. Johann um einen aus heidnischem Ursprung erwachsenen Brauch, der die bösen Geister durch „häßliche Perchten" erschrecken und aus der Gegend vertreiben soll. So geschieht's alle Winter.

SCHWEINFURT. Die Orte in der reizvollen Landschaft zwischen Rhön und Main – unser Bild zeigt einen Marktflekken bei Schweinfurt – wurden durch die im Januar inszenierten Atomkriegsmanöver amerikanischer Besatzungstruppen und Bundeswehreinheiten aus ihrer Ruhe gerissen. Dort wurde deutlich, was den Bundesbürgern, vor allem in den Grenzgebieten, bei der Verwirklichung der Todespläne Trettners droht.

SANSIBAR. Die Freundschaft der DDR zur afrikanischen Republik Tansania wird in der Inselstadt Sansibar auf Schritt und Tritt sichtbar. Hier besucht Staatspräsident Nyerere (2. v. l.) eine Baustelle der DDR.

WAS KOSTET DER SCHNEE?



Sand und Splitt haben in diesem Winter eine großzügige Ablösung durch Chlormagnesium-Sole erfahren. Wie gerne würde auch der alte Walther-Pflug in Altenberg seinen Normverbrauch von 260 Litern Benzin auf 100 Kilometer einem jungen Tatra-Kollegen überlassen.

Für den Güterkraftverkehr Dresden wird jeder Winterkilometer 3,93 Pfennige teurer, und jeder Arbeitstag kostet den Betrieb 155,61 MDN mehr als im Sommer. Die Verkehrsbetriebe der Stadt haben täglich über 4000 MDN Mehrkosten, und die Reihe solcher Beispiele ließe sich noch lange fortsetzen. In letzter Konsequenz sind sie jedoch alle von dem Funktionieren des Straßenwinterdienstes abhängig, für dessen Technik allein im Bezirk Dresden 1964 361 200 MDN investiert wurden. Während man hier 1961/62 noch mit einer Gesamtsumme von 4 060 000 MDN auskam, kostete der Schnee 1963/64 schon 8 482 000 MDN, und in diesem Jahr sind bereits rund 6 000 000 MDN ausgegeben. Haben wir sie richtig angelegt?

TEXT: FISCHER
FOTOS: PETER JR. (4), BLUTKE (1), BÜTTNER (1)

Zu den am stärksten frequentierten Transitstraßen der DDR gehört im Bezirk Dresden die F 170. Von Prag über Zinnwald führend, ist sie gleichzeitig auch die am höchsten gelegene, und jeder Kraftfahrer atmet auf, wenn er die Serpentinen bei Altenberg im Winter hinter sich hat. Auch wir taten das, als wir von Dresden kommend in Altenberg eintrafen, und auch die Kollegen des Winterdienststützpunktes Altenberg taten es. Sie hatten es gerade wieder einmal geschafft. Ihr Abschnitt war sauber geräumt und gestreut oder mit Chlormagnesium-Sole bespritzt, von der wir bei dieser Gelegenheit gleich erfuhren, daß ihr Einsatz im Raum Dresden täglich 4300 MDN einspart. Und weil wir gerade vom Sparen sprachen, tauten auch die Kollegen auf. „Glauben Sie nicht, daß . . zig Reparaturstunden und 260 Liter Normverbrauch unseres Walther-Pfluges etwas viel sind?" Das glaubten wir, und wir meinen auch, daß die Kollegen recht haben, wenn sie eine ihren besonders schwierigen Bedingungen angepaßte Technik verlangen. Da ist zum Beispiel ihr „Sandmännchen". Eine zwar moderne, aber für Altenberg wie Spielzeug anmutende Silrob-Schneefräse, die hauptsächlich zum Freihalten des Garagenhofes benutzt und deshalb auch mit dem liebevollen Namen bedacht wurde. Nicht viel teurer, aber weit zweckmäßiger wäre hier eine Tatra-Zugmaschine, gegen die man gern das „Sandmännchen" eintauschte. Doch es gibt auch noch andere Sorgen. In dem Ministerratsbeschluß, der Baubetriebe, Landwirtschaft und andere Institutionen zur Hilfeleistung im Winterdienst verpflichtet, steht: „Bei außergewöhnlichen Witterungsbedingungen!" Was aber sind solche Bedingungen? Für den Straßendienst meistens der Gefrierpunkt, für die Vertragspartner, die dabei noch voll arbeiten können, aber noch lange nicht. Und so kommt es dann, daß eine unklare Formulierung die anderen Klarheiten beseitigt. Dabei genügt es festzustellen, daß jeweils am Tage der ersten Straßenglätte im Bezirk Dresden, dem 12. 12. 1963 und dem 21. 12. 1964, 76 bzw. 75 Unfälle Folge der „besonderen Bedingungen" waren.

Natürlich stehen die Kollegen des Straßenwinterdienstes den Naturereignissen nicht hilflos gegenüber. In Altenberg sind sie sogar stolz darauf, „es bis heute immer noch geschafft zu haben". Was aber wird, wenn es mal „ganz dick" kommt? Diese Frage aber gilt nicht nur für Altenberg, sie gilt überall. Selbstverständlich hat jeder Betrieb seinen Plan, den er erfüllen möchte. Genauso verständlich ist aber auch, daß im Winter vom Zustand unserer Straßen das Funktionieren des gesamten Verkehrs und der Wirtschaft abhängt. Wir wären schlecht beraten, würden wir den Preis des Schnees unterschätzen. Unser Besuch in Altenberg war nicht zufällig. Gerade hier, wo natürlicherweise die Schwierigkeiten sehr groß sind, sieht man am besten, welche kleinen Fehler noch zu beseitigen sind. Unsere Straßen, und nicht nur die F 170, sind auch eine Visitenkarte der DDR, für die wir in jedem Winter Millionen ausgeben müssen, die aber, richtig angelegt, zur Sparbüchse werden, wenn sie zur Erhaltung anderen Volkseigentums dienen.

Was dem einen seine Eule, ist dem andern seine Nachtigall. Zwanzig Pfennige für Straßenbahn oder Autobus sparen zuweilen recht erhebliche Summen, und der Straßenzustandsbericht ist kein schlechter Berater. Nicht unbedingt muß der Schnee ausgerechnet Ihr Auto kosten.

...und Ihre Meinung?

zb Nr. 2/1965

Ein wunderbares, aber kein Wunderschiff

In Ihrer sehr schönen Zeitschrift ist bei der Besprechung des Eisbrechers „Lenin" ein kleiner Lapsus passiert, auf den Sie vielleicht den verantwortlichen Redakteur schonend aufmerksam machen. Die „Lenin" ist zwar ein wunderbares Schiff, aber kein Wunderschiff, d. h., auch sie muß sich nach den allgemeinen physikalischen Gesetzen verhalten. Ein Schiff verdrängt genau die gleiche Menge Wasser, wie es selbst an Masse besitzt. Wenn also die „Lenin" eine Masse von 11 000 Tonnen hat, dann kann sie auch nur 11 000 Tonnen Wasser verdrängen, oder umgekehrt, wenn sie 16 000 Tonnen Wasserverdrängung hat, muß sie selbst eine Masse von 16 000 Tonnen besitzen. Man spricht hier auch besser von Massen und Tonnen und nicht davon, wieviel das Schiff wiegt, denn das Gewicht müßte man nach der allgemeinen Terminologie in Megapond angeben. Aber das Gewicht ist – zwar nur gering – veränderlich mit der geographischen Breite, da die Beschleunigung (Anziehungskraft) mit der Entfernung vom Erdmittelpunkt variiert und in den Polarmeeren größer ist als in den tropischen Gewässern.

Dr. Paul Ahnert,
Deutsche Akademie der Wissenschaften,
Sternwarte Sonneberg

Ein Übersetzungsfehler verführte uns, so leichtfertig mit den Naturgesetzen umzugehen und den 16 000 tdw noch ein irreführendes Gewicht beizusteuern. Besten Dank für den freundlichen Hinweis und weiterhin vergnügliche Lektüre!

Die Redaktion

zb Nr. 4/1965

„Mit dem Herzen dabei" Dank an Siegfried Vödisch, Unterwürschnitz

Ich hörte in dieser Sendereihe von der Tat des Fahrers Vagner, durch die er bestätigte, daß unsere tschechische Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft noch nicht ausgestorben sind. Doch auch die DDR-Bürger helfen Unbekannten aus der Not. Am 22. Dezember fuhr ich mit meiner Frau und meinem kleinen Sohn im „Moskwitsch" nach Gera. Auf der Rückreise hatten wir eine Reifenpanne. Unglücklicherweise wurde auch der Reservereifen zerrissen. Ratlos standen wir gegen Mitternacht, 30 Kilometer von der Grenze entfernt, auf der Straße. Da hielt – ohne Aufforderung – neben uns ein Pkw. Der Fahrer bat uns, mit zu ihm nach Hause nach Unterwürschnitz, etwa zehn Kilometer entfernt, zu fahren. Er weckte seine Frau, und wir wurden mit einem kleinen Imbiß bewirtet. Da die Familie ebenfalls einen „Moskwitsch" hat, nahm er sein Reserverad, fuhr mich zu meinem Wagen zurück und half mir noch bei der Montage. Meine Frage, wie ich mich revanchieren könne, wehrte er ab; er wisse, daß er das geliehene Reserverad gelegentlich wieder zurückbekäme.
Ich glaube, Sie werden schon eine Möglichkeit finden, diesem Mann – es ist Siegfried V ö d i s c h aus Unterwürschnitz bei Oelsnitz – öffentlich den besten Dank auszusprechen.

Vojtěch Řežábek, Františkovy Lázne ČSSR

Trampelpfade verlassen

Eigentlich war mir nicht recht klar, ob ich dem Rundfunk oder „Zeit im Bild" schreiben sollte. Jedenfalls freue ich mich über die Form der Zusammenarbeit, wie sie in der Reportage „Mit dem Herzen dabei" zum Ausdruck kommt. Als Fernsehzuschauer habe ich mich gleich gefragt, wie es nun weitergeht mit der ganzen Geschichte des Weihnachtsmänner-Ausfluges in die ČSSR. Durch Sie wurde ich, wenn auch ein bißchen spät, informiert. Die neuen Wege, die Herr Ponesky von Radio DDR in seiner Sendereihe beschreitet und die von den ausgetretenen Trampelpfaden anderer Sendungen dieser Art im weiten Bogen wegführen, haben Sie mit Ihrer munteren Bildreportage auch ein Stückchen betreten. Ich würde mich freuen, wenn Sie uns über ähnliche interessante Sendungen ebenfalls in Wort und Bild informieren.

Karl Sommer, Halle-Trotha

Wir ehrten Albert Schweitzer

Wir Kollegen des Postamtes 32 in Dresden gedachten in einer kurzen Zusammenkunft am 14. Januar 1965, dem 90. Geburtstage Albert Schweitzers, seiner großen Verdienste. Ihm zu Ehren gelangten ja an diesem Tage an den Postschaltern der DDR Sonderpostwertzeichen zur Ausgabe. 1913 ging Albert Schweitzer mit seiner Frau und einem kleinen Kreis treuer Mitarbeiter nach Afrika, wo er in Lambarene am Ogowefluß das Urwaldhospital errichtete. Er war entschlossen, an diesem Platze die dunkle Schuld der Kolonialisten an den

Afrikanern abtragen zu helfen. Bis zum heutigen Tage ist er, trotz seines hohen Alters, zur Stelle, wo auch immer seine Hilfe benötigt wird. Dieses Vorleben der Liebe zum Mitmenschen wird ihm Verehrung und Dankbarkeit in der ganzen Welt einbringen. Albert Schweitzer setzt sich auch besonders für das Verbot der Kernwaffen und für die Schaffung von atomwaffenfreien Zonen ein. Wenn wir dem Urwalddoktor danken wollen oder vielleicht gerade einen Brief mit einem Wertzeichen der Albert-Schweitzer-Serie frankieren, so sollten wir uns überlegen: Wie kann auch ich an meinem Platze im Alltag in solch humanistischem Geiste wirken und handeln?

Werner Roch, Dresden

zb Nr. 48 und 49/1964

Eintagsfliegen?

Ihre Auslandsberichte aus den USA und Bolivien fand ich sehr wissensvermittelnd. Hoffentlich sind das keine Eintagsfliegen?

Rudolf Hofmann, Magdeburg-Buckau

Daß es keine waren, bewies Ihnen die Veröffentlichung weiterer Auslandsberichte in unseren letzten Heften. Die Redaktion

Erinnerungen an eine Glanzzeit: Gastgeber Helmut Näther (links) hat ein tolles „Comedian-Harmonists"-Archiv. Dann nahm Lehrer Näther den berühmten Gast mit in seine Klasse. Begeisterte Begrüßung, Erzählen und schließlich „Bitte aufstellen" zum großen Erinnerungsfoto vor der 24. Tagesoberschule.

„Ich hab' für dich 'nen Blumentopf, 'nen Blumentopf bestellt . . ." Die „Comedian Harmonists" singen ihr wohl berühmtestes Lied. Die alte Platte kratzt schon ein wenig. Doch den schmalen kleinen Mann stört es nicht. Ganz entrückt horcht er, summt leise vor sich hin: Ari Leschnikoff. „Erinnerungen", lächelt er wie entschuldigend. Viele der Lieder und Parodien der „Comedian Harmonists" hat er nun seit nahezu 25 Jahren nicht mehr gehört, an manche kann er sich kaum noch erinnern. Doch er war einmal einer von ihnen, der erste Tenor dieser wohl einmaligen Gesangsgruppe.
1930 gastierten die „Comedian Harmonists" zum ersten Male in Dresden. Im Publikum saß ein junger Mann, Helmut Näther, der den sechs Künstlern

DER LETZTE DES

begeistert zujubelte und seitdem in keinem ihrer Konzerte fehlte. Heute, nach 35 Jahren, ist er in Dresden Gastgeber für Ari Leschnikoff, den er aus Sofia eingeladen hat. Durch Zufall erfuhr er, daß der erste Tenor noch lebt, und über die Botschaft in Berlin erhielt er dessen Adresse.

So kam Ari Leschnikoff zu uns, in die einstige Wahlheimat des heute 67jährigen, bevor der Faschismus die Gruppe auseinander riß.

Von den drei jüdischen Sängern mußte sich die Gruppe bereits 1935 auf Druck der Nazis trennen. Diese drei gingen nach Wien und bildeten eine neue Gruppe, die noch in der Sowjetunion, in Süd- und Nordamerika gastierte. Was dann aus ihnen geworden ist, weiß Ari Leschnikoff nicht. Er weiß nur, daß zwei von ihnen in Los Angeles und San Franzisko leben.

1934 gaben sie ihr letztes gemeinsames Konzert in München vor einem ergriffenen Publikum, das die Künstler demonstrativ feierte. Im folgenden Jahr wurden ihre Stimmen noch einmal auf Schallplatten festgehalten, doch dann wurde es immer stiller um die Sänger, bis auch die „arisierte" Besetzung 1939 bei Kriegsausbruch aufgelöst wurde.

Wenn Ari Leschnikoff ins Erzählen kommt, tauchen Namen wie Hans Albers, Max Pallenberg, Marlene Dietrich, La Jana, Gita Alpar auf, Anekdoten, die schwere Zeit ihres Anfangs 1926 mit nächtelangen Proben im Hause von Asta Nielsen und dann der große Start im Berliner Großen Schauspielhaus, das Programm vor Präsident Roosevelt ... Bilder, Zeitungsausschnitte aus jenen Jahren und darauf immer wieder lachend jung Ari Leschnikoff, der Tenor, der mühelos über das hohe C aufstieg. Erinnerungen an eine schöne und glanzvolle Zeit, die so jäh ein Ende fand.

TEXT E. ULISCHBERGER / FOTOS J. BERNDT (3), ARCHIV NÄTHER (2)

GROSSEN SEXTETTS

Begeisterung heute und vor 28 Jahren (Konzert in der Berliner Philharmonie – links). – Berühmtes Sextett und berühmte Solistin: Gita Alpar (Foto unten).

Nachdem der Plan ruchbar wurde, versuchte sich Bundeskanzler Erhard hinter den Amerikanern zu verstecken. Aber alle Ausreden halfen nichts. Trettner heißt der Mann, der das teuflische Vorhaben ausheckte: Atomminen im westdeutschen Grenzgebiet entlang der DDR! Das „Hamburger Abendblatt" schrieb entsetzt: „Jede Explosion eine Wiederholung von Hiroshima. Jeder Mensch im Grenzgebiet ein Todesopfer der ersten Stunde eines Krieges, der nicht kommen darf. Hamburg, Hannover, Nürnberg binnen Stunden radioaktiv verseucht. Braunschweig, Helmstedt, Salzgitter, Lübeck ausgelöscht, wenn der erste Knall noch nicht verklungen ist. Das ist die Wirklichkeit, mit der der Minenerfinder rechnet. Ein eiskalter Zyniker muß das erfunden haben." Das Blatt fügt seinem Urteil über Trettner hinzu:

EIN MENSCH, DEM MENSCHEN NICHTS GELTEN

Der Spezialist für Zerstörung, Trettner (links), im westdeutschen Grenzgebiet, das entsprechend seinem teuflischen Plan zur Zone des Todes und der Vernichtung gemacht werden soll.

Die militärische Laufbahn des Generalinspekteurs der Bundeswehr beweist nur allzusehr, wie wahr dieses furchtbare Wort ist. Sein Vater war Angehöriger des kaiserlichen Offizierskorps und machte sich klein, als der Zorn des gequälten Volkes die Hohenzollern im November 1918 hinwegfegte. Als der Alte dann aber sah, wie die reaktionären Kräfte in der Weimarer Republik begünstigt wurden, witterte er Morgenluft und schickte den damals achtzehnjährigen Sohn 1925 zur Reichswehr. Der junge Trettner bewies, wes Geistes Kind er war.

Schon 1932 gehörte er zum Stammkader der späteren Nazi-Luftwaffe. Der heutige Kommandeur der 1. westdeutschen Luftlandedivision, Walter Gericke, mit dem Trettner seit mehr als dreißig Jahren eng befreundet ist, schrieb über den Geist, der unter Görings Offizieren herrschte: „Wenn es doch einmal ernst würde!" („Fallschirmjäger hier und da", Berlin 1941, S. 46). Bei der Erwürgung der spanischen Republik bewies Trettner als Staffelkapitän der „Legion Condor", was er unter diesem mörderischen Wunsch versteht. Er befehligte u. a. den Terrorangriff auf das unbefestigte Guernica. 2000 unschuldige Menschen kamen im Bombenhagel um. Für Trettner war es eine „Übung für den Ernstfall".

Aus Spanien zurückgekehrt, wurde Trettner 1. Generalstabsoffizier der 7. Fallschirmjäger-Division. Er arbeitete die Pläne für Luftoperationen aus. Die von Hitler bestätigten „Fälle" wurden danach zu Überfällen auf Dänemark. Norwegen, Belgien, Holland und die Sowjetunion.

Ohne Skrupel vernichtete Trettner 1940 das holländische Rotterdam. Er handelte dabei völkerrechtswidrig. Das bescheinigt ihm sogar ein 1961 in Westdeutschland erschienenes Buch: „Mitten in die Waffenruhe schlug der deutsche Bombenangriff wie ein gewaltiges vernichtendes Gewitter." (Böhmler: „Fallschirmjäger", Bad Nauheim, S. 72). Rotterdam hatte kapituliert, Trettners Befehl vernichtete trotzdem 24 978 Wohnungen, 1329 Werkstätten und Fabriken, 12 große Kinos, 2 Theater, 10 Krankenhäuser und 24 Kirchen. Zehntausende kamen um. Trettner aber erhielt das Ritterkreuz.

Zum Oberstleutnant und Stabschef des XI. Fliegerkorps wurde Hitlers Planer des Todes befördert, nachdem sein Vorschlag, die Insel Kreta durch Luftlandetruppen zu nehmen, 3000 deutschen Fallschirmjägern das Leben gekostet hatte.

Ein Jahr später wütete Trettner im Raum von Smolensk. Wer im Verdacht stand, mit den sowjetischen Partisanen zu sympathisieren, war verloren. Feldgerichte und Strafexpeditionen ermordeten auf Trettners Befehl in den Dörfern Tausende Männer und Frauen. Die Dörfer wurden niedergebrannt.

Als die zweite Front entstand, befand sich Trettner in Italien. Das italienische faschistische System zerbrach. Auch Trettners Fallschirmjäger wichen zurück. Bis Florenz. Die Stadt sollte beim Heranrücken der Anglo-Amerikaner kampflos geräumt werden. So versprach es das Oberkommando der Wehrmacht am 12. Mai 1944. Unterschrift: Jodl, Generaloberst. Trettner zeigte, was von den Zusicherungen faschistischer Militärs zu halten ist. Bevor er aus Florenz abrückte, flogen 5 Brücken über den Arno, 7 kulturhistorische unersetzbare Palais, die markantesten Türme der Stadt und Tausende Wohnhäuser in die Luft. Das Eichenlaub zum Ritterkreuz und die Beförderung zum Generalmajor war Hitlers Dank für das Verbrechen.

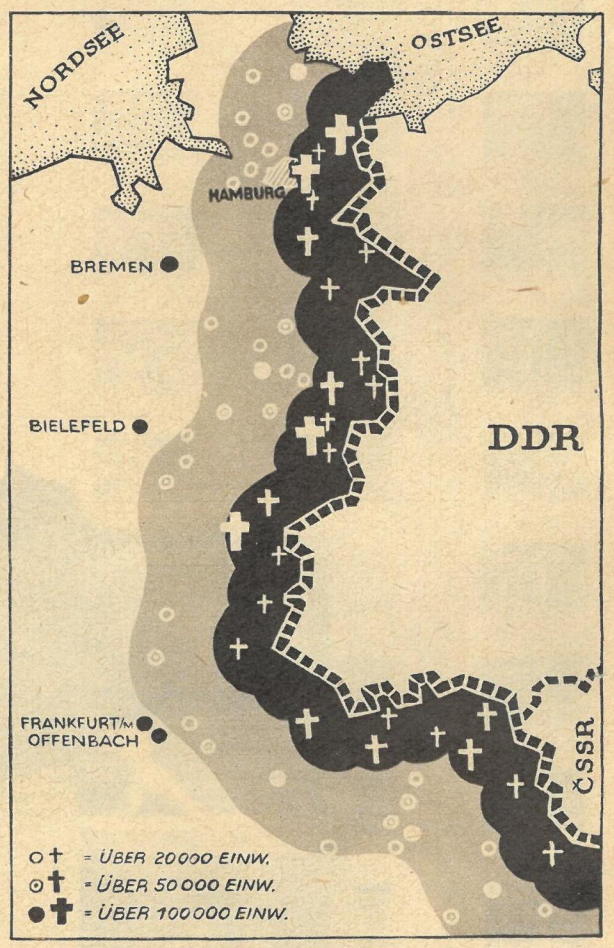
Aber das verdiente Ende der faschistischen „Welteroberer" war nicht aufzuhalten. 1945: Hitlerdeutschland kapitulierte bedingungslos. Wie der Vater im Jahr 1918, machte sich der junge Trettner im Jahr der Niederlage klein und unsichtbar. Zunächst schlüpfte der Massenmörder als „barmherziger Nothelfer" beim „Katholischen Diözesanverband" in Köln unter. Später begann er eine „kaufmännische Lehre". Insgeheim aber bereitete er sich auf sein militärisches come-back vor.

Was er sich vornahm, gelang ihm: 1955 wurde Trettner als Generalmajor in die Bundeswehr eingestellt. 1959 brachte er es zum Abteilungsleiter im NATO-Hauptquartier. 1960 avancierte er zum Kommandierenden General des I. Korps in Münster. Schließlich rückte er zum Generalinspekteur der Bundeswehr auf und wurde NATO-Viersterne-General.

Unbelehrbar und verstockt gegenüber geschichtlichen Lehren, ist Trettner Anhänger der wahnwitzigen atomaren „Vorwärtsstrategie". Wohl deshalb, weil er bisher dem Kriegsverbrechertribunal entging. Für seine Verbrechen in Spanien und auf den Kriegsschauplätzen des zweiten Weltkrieges wurde er nicht zur Verantwortung gezogen. Statt dessen sah er sich mit neuer militärischer Befehlsgewalt über die westdeutsche NATO-Armee belohnt. Seitdem arbeitet er unentwegt auf einen Angriffskrieg gegen den sozialistischen Osten hin. Sein Vorschlag, entlang der Grenze zur DDR einen Gürtel von Atomminen zu legen, hat große Teile der westdeutschen Bevölkerung aufgeschreckt. Aber nicht nur die Deutschen zwischen Rhein und Elbe haben Grund zu der sorgenvollen Frage: „Wenn es noch einmal ernst würde – was dann?" Guernica, Narvik, Lüttich, Rotterdam, Iraklion, Smolensk, Florenz und die zerbombten deutschen Städte von einst warnen. Was die Welt zu erwarten hätte, wenn Trettners Wünsche verwirklicht würden, zeigt seine Vergangenheit.

DOKUMENTATION: W. FORNER
FOTOS: LUDWIG (6), ZENTRALBILD, ARCHIV
KARTE: S. RUDOLPH

Was der Spezialist der Zerstörung, Trettner, 1944 der italienischen Stadt Florenz (siehe Foto oben und unten) zufügte, soll nun deutschen Städten und Dörfern geschehen. Der Minister für nationale Verteidigung, Armeegeneral Hoffmann, sagte dazu auf einer Pressekonferenz in Berlin: „In der Zone der starken Aktivierung mit einer Tiefe bis zu 45 km entstünde eine Strahlung von 400 Röntgen und mehr, was zum sofortigen Tod von ungeschützten Personen führte. In dieser Zone lägen die Städte Lübeck, ein Teil von Hamburg, Lüneburg, Uelzen, Braunschweig, Wolfenbüttel, Göttingen, Kassel, Fulda, Schweinfurt, Coburg, Hof und Weiden. Das sind Städte mit einer Bevölkerung von rund drei Millionen Menschen. In der Zone der gemäßigten Aktivierung mit einer Tiefe von 110 km würde eine Strahlung von 40 bis 400 Röntgen herrschen. Schon bei 40 Röntgen entstehen nach längerem Aufenthalt von Soldaten 15 Prozent Totalausfälle. Da es sich aber um ungeschützte Zivilpersonen handelt, würde die Prozentzahl der Ausfälle wesentlich höher liegen. In dieser Zone befänden sich u. a. die Städte Kiel, Neumünster, Hamburg, Hannover, Marburg, Gießen, Aschaffenburg, Würzburg, Erlangen, Nürnberg und Regensburg. In beiden Zonen leben mehr als 10 Millionen Menschen, die von dem atomaren Inferno detonierender Atomminen unmittelbar betroffen wären. Bezeichnenderweise liegt die Masse der NATO-Gruppierungen außerhalb der Todeszone, während die dort ansässige Bevölkerung im sogenannten ‚Ernstfall' zu Hause bleiben soll, um nicht die Vormarschstraßen der Angriffsverbände zu verstopfen."



1944: Florenz, nachdem sich Trettner aus der von ihm zerstörten Stadt abgesetzt hatte. Foto oben: Florenz vor Trettners Vernichtungswerk.

HAUS MUSIK

65

FÜR ZB WAREN „IN SACHEN MUSIK" UNTERWEGS:
INGE HAMANN, MARGRIT KRACH, HEINZ BECKER, HEINZ GRUNDLACH
UND ARNOLD LONGARD.
FOTOS EBERHARD BUSCHMANN / TEXT GÜNTER BLUTKE

Als zb-Redakteure die Schlange vor dem Klavier aufbauten, fragte ein biederer Dresdner: „Wieso stehen die Leute denn hier an? Gibt es etwa nicht genug Klaviere?" Kurz vorher blätterte Georg Wiggert, 26 Jahre, fernstudierender Verkaufsstellenleiter, in seinem Kundenbuch. Ergebnis: Im HO-Musikgeschäft „Rhythmus" liegen genau 39 Vorbestellungen für neue Klaviere vor. Die musikinteressierten Kunden müssen rund zwei Jahre auf das begehrte Instrument der Instrumente warten: HO-Rhythmus mit seinen aktiv musizierenden Verkäufern bekommt 1965 laut Plan 19 Klaviere. Alle klein, meist in hellem mattierten Holz gehalten – genau passend zu modernen Wohnungen mit modernen Möbeln. Auch im weit entfernten Rostock halten viele Musikliebhaber im Wohnzimmer eine Ecke frei. Fachverkäuferin Rosemarie Schmidt vom Musikaliengeschäft Kröpeliner Straße: „Wer heut

Wartezeiten hinweg! Der andere Grund für „Mangelware Klavier" liegt außerhalb der Ökonomie. Woher kommt die große Nachfrage? Wer kauft? Und warum?
Unter Klavier (franz. clavier, „Tastatur") versteht man heute überall das erst im 18. Jahrhundert erfundene Piano. „Befilzte Hämmerchen, durch Tasten-Mechanik ausgelöst, schlagen die Saiten an (drei für jeden Ton, für tiefe Töne eine oder zwei), die waagerecht (beim Flügel) oder aufrecht (beim Piano) angeordnet sind." Soweit – leicht gekürzt – „Meyers Neues Lexikon" im vierten Band auf Seite 843 . . . Auf Vorgängern des Klaviers spielten schon Zeitgenossen der Minnesänger. Cembalo und Klavichord lösten etwa im 14. Jahrhundert das vorher übliche Hackbrett ab. Seitdem schrieb fast jeder Komponist seine Werke zuerst auf den Tasten des Klaviers. Aus Dankbarkeit für den Geburtshelfer komponierten viele große Ton-

einen schwarzen Kasten stehen haben! Mit diesem Satz nähern wir uns ganz deutlich dem Thema. Denn: Ist das heute etwa wieder genauso? Gehört das Klavier erneut zum guten Ton? Ist es „modern"?
Gottfried Schulze, 44 Jahre alt, Direktor der Dresdner Musikschule, oberster Chef von 52 Lehrern und 750 Schülern, meint dazu: „In den Arbeitervierteln standen früher keine Klaviere. Dafür reichte das Geld nicht. Heute entscheidet über Kauf oder Nichtkauf nur das Bedürfnis. Wohlgemerkt: Nicht das Bedürfnis nach Repräsentation! Ich könnte zahllose Beispiele für echtes Interesse an aktiver Musikpflege nennen. Entscheidend für den Kauf eines Klaviers ist gewöhnlich das Erziehungsziel der Eltern." Etwas Ähnliches sagte auch Arnfried Eichhorn, Inspektor der Musikschulen beim Rat des Bezirkes Suhl: „In Arbeiterwohnungen wird heute schon Bach und Beethoven gespielt, natürlich auch

geachtetes Sinfonieorchester, Schulleiter Böhme schickt in der nächsten Zeit ein achtjähriges Mädchen zum Konzert der besten Klavierschüler nach Berlin. Wer das bitterarme, ökonomisch und kulturell verkümmerte Eichsfeld von früher kennt, wird den Stolz der Musikschule verstehen: 60 Prozent ihrer Schüler stammen aus Arbeiter- oder Bauernfamilien!
Einer der Verantwortlichen für die Musikschulen der DDR sitzt im Ministerium für Kultur. Eine kleine Statistik aus dem Arbeitsbereich des Genossen Thorbeck: 35 200 Schüler lernen an den 84 Musikschulen der DDR. 37 Prozent davon üben an einem Orchesterinstrument, 28,5 Prozent am Klavier. Die Schüler zahlen je nach dem eigenen Einkommen oder nach dem der Eltern 15 bis 140 MDN im Jahr. Anfänger können an den Schulen kostenlos Instrumente ausleihen. „Wir bilden nicht etwa nur für den Hausgebrauch aus. Im

noch ein Klavier kauft? Wir können die Nachfrage überhaupt nicht befriedigen. Unsere Hauptkunden sind Lehrer, Ärzte und Kapitäne. Sie bestellen vor allem Kleinpianos, 110 cm lang, passend für Neubauwohnungen." Dieses erste Ergebnis der zb-Umfrage in acht Städten zwischen Suhl und Rostock läßt selbst den Fachmann leise staunen. Moderne Klaviere gehören in die gleiche Warenkategorie wie Fernsehapparate vor zwei Jahren und Trabanten heute! Sie kosten außer Geld noch Geduld – man steht für Klaviere an.
Eine Ursache für diesen überraschenden Tatbestand läßt sich sehr schnell erklären: Die Klavierbauer unserer Republik exportieren über 90 Prozent ihrer Produktion. DDR-Klaviere genießen Weltruf – die Marken „Blüthner" und „Förster" zum Beispiel bedeuten auf ihrem Gebiet genausoviel wie der Name „Zeiss-Jena" in der optischen Industrie. Klavier spielen also Devisen ein. Und sicher tröstet die positive Außenhandelsbilanz unseres Staates ökonomisch denkende Klavierbesteller über

dichter irgendwann ein Klavierwerk. Jedes sinfonische Orchester hat heute Klavierkonzerte im ständigen Repertoire . . . Und vor gar nicht langer Zeit sang Marlene Dietrich: „Ich bin die fesche Lola, der Liebling der Saison – ich hab' ein Pianola zu Hause im Salon . . ." Sie sang das Lied vom mechanischen Klavier in ihrem Salon natürlich mit Klavierbegleitung. Womit sonst? Das Klavier ist schließlich auch noch das wichtigste Begleitinstrument! In das Loblied vom Klavier muß sich spätestens an dieser Stelle unreines Geklimpere hineinmischen. Zur Zeit der feschen Lola – und schon ein paar Dutzend Jahre vorher – gehörte Das-Klavier-spielen-können zum guten Ton aller besseren Töchter. Gut bürgerliche und adlige Freier verlangten von ihrer Zukünftigen mindestens das seelenvoll geklimperte „Gebet einer Jungfrau". Damals kamen das Klavier ohne eigene Schuld in ein schiefes Licht und seine Produzenten zu klotzigen Bankkonten. Man – das waren die besseren Leute – mußte einfach im Salon solch

Kabalewski, Spies und Kochan. Interessant ist übrigens, daß wir Ende 1963 in unseren Musikschulen 55 Prozent Arbeiter- und Bauernkinder hatten. Das ergab sich nicht durch besondere Tricks – dieser Prozentsatz ist ganz natürlich zustande gekommen . . . Zwei Prozent aller schulpflichtigen Kinder im Bezirk sind heute Musikschüler. Diese Zahl wollten wir eigentlich erst 1970 erreichen." Diese beiden langen Zitate von gut informierten Leuten zerstreuen sicher jeden finsteren Verdacht. Auch das Klavier eroberte sich in den Wohnungen von 1965 einen dauerhaften Platz. Dazu noch zwei Tatsachen aus einst armseligen Gegenden unseres Landes: Im Bezirk Suhl existieren Arbeiter-Sinfonie-Orchester. Exkapellmeister Eichhorn verstärkte die Orchester Schmalkalden und Lauscha mit gut ausgebildeten Streichern und Bläsern aus bezirkseigenen Musikschulen. Das sprichwörtlich „arme" Eichsfeld beschäftigt heute mehr Klavierlehrer als alle anderen Teile des Bezirkes Erfurt zusammen. Die Musikschule Leinefelde besitzt ein eigenes, hoch-

Gegenteil: Die besten unserer Schüler studieren später Musik. Auch die anderen vergraben ihre ausgebildeten Talente nicht im stillen Kämmerlein. Sie sind gern gesehener Nachwuchs für Laienorchester. Fast 1000 unserer augenblicklichen Schüler möchten beispielsweise später in einem Laientanzorchester spielen. Einige Schulen richteten deshalb besondere Zweige für Tanzmusik ein." Genosse Thorbeck zerstreut die letzten Sorgen: Klaviere, Geigen, Saxophone klingen nicht nur in den eigenen vier Wänden. Neu entstandene Bedürfnisse nach aktiver Musikpflege erfüllen andere Bedürfnisse – die der passiven Musikliebhaber! Sein Suhler Kollege Eichhorn sorgt als guter Hirte auch für entlassene Schäflein. Betriebsleiter erfahren von abgelegten Prüfungen, etliche Kreiskulturhäuser und FDJ-Gruppen der Universitäten erhielten schon Briefe aus Suhl. Ständige Bitte: „Kümmert euch um die Talente, auf daß sie nicht verkümmern . . ."

BITTE WEITER AUF DER NÄCHSTEN SEITE

Klavierbaumeister Thierbach: „Ich staune immer wieder über das große Interesse am Musizieren . . ."

HAUS MUSIK 65

FORTSETZUNG VON SEITE 11

Klaviere zu verschenken?

Bei einigen Fachleuten provozierten zb-Mitarbeiter ungläubig verzogene Gesichter: „Man spielt wieder Klavier, sagen Sie? Ich habe nichts davon gemerkt!" Anschließend kam stets mit schöner Regelmäßigkeit das gleiche Angebot: „Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen ein Dutzend gebrauchter Klaviere schenken. Sie müssen nur abgeholt werden." Leider machten wir nie die Probe aufs Exempel. Vielleicht ständen sonst auf unserem Hof 100 Klaviere – als Preise für Willy Moeses nächstes „Ding mit Pfiff". Vielleicht?! Die Erfurter DEWAG-Anzeigenannahme für „Das Volk" gab jedenfalls eine andere Auskunft: „Das Verhältnis der An- und Verkaufsanzeigen für gebrauchte Klaviere ist fast 50:50. Meist verkaufen Leute, die in Neubauwohnungen ziehen. Gesucht wird für den Anfängerunterricht."

Klavierbaumeister Thierbach aus Dresden N 6 annoncierte vor zwei Jahren auch einmal: „Nie wieder! Ich bekam Arbeit für viele Jahre angeboten." Herr Thierbach bildet Lehrlinge aus, stimmt und repariert Klaviere, vor allem aber baut er alte Instrumente um. Uralte Kästen bekommen in seiner Werkstatt moderne Proportionen, sie werden formschön und bedeutend kleiner. Der Dresdner Klavierbaumeister sorgt augenblicklich für zukünftige Kunden. Bis Ende des Jahres will er 20 kleine Spinette mit einem Tonumfang von vier Oktaven bauen und kostenlos an Schulen ausleihen. Grund: „Damit noch mehr Kinder Freude am Musizieren bekommen!"

Direktor Schulze: „Unsere Schüler treten sehr oft auf – rund 400 Einsätze im Jahr!"

Tauben fliegen zu

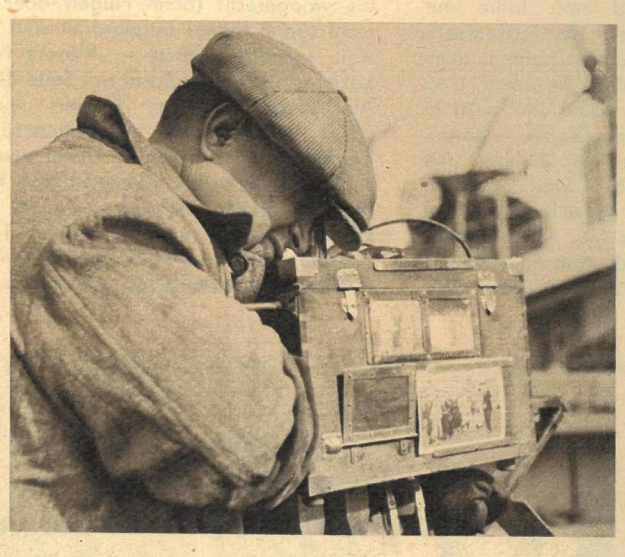
Diese „Freude am Musizieren" ist letzten Endes das eigentliche Thema unserer Umfrage. Die Musikschulen können lange nicht mehr alle heute entstandenen Bedürfnisse erfüllen: Allein im Bezirk Erfurt lernen zum Beispiel noch 3000 klavierdurstige Kinder bei Privatlehrern! Wie entsteht diese Freude am Musizieren? Der Musikhändler Fritz Jacobs aus Suhl macht dafür unter anderen den Lehrer Klingelstein von der 7. Oberschule verantwortlich. Diesem Lehrer verdankt Fritz Jacobs den Rekordumsatz von 60 Blockflöten in einem Monat! An diese Stelle paßt haargenau der einleuchtende Vergleich eines in Halle stadtbekannten Mannes. Händel-Preisträger Theo Rammelt meint: „Wo Tauben sind, fliegen Tauben zu! Deshalb ist die musische Erziehung in den Schulen so wichtig. Man soll ruhig mit der einfachen Blockflöte beginnen." Alle Gesprächspartner der zb-Mitarbeiter betonen den Wert dieses „musischen Klimas" an den polytechnischen Oberschulen. Und fast jeder nannte einige gute Schulen mit Namen und Hausnummer! Musikpädagogen widerlegten alte Theorien von sogenannten „einseitigen" Begabungen. Etwa: hier Klavier – dort Retorte, der Graben ist viel zu tief. Professor Dr. Felix, Rektor der Hochschule für Musik in Weimar: „Das musische Klima wirkt direkt auf die Leistungen in den naturwissenschaftlichen Fächern." Frau Ilse Horn, seit 30 Jahren Klavierlehrerin in Halle: „Meine guten Schüler haben alle hervorragende Noten in ihren Zeugnissen." Dasselbe bewies Direktor Gottfried Schulze am Zensurendurchschnitt seiner Schüler. Der Direktor der Dresdner Musikschule erlebte übrigens unlängst das glatte Gegenteil fördernder Hilfe: Bei einer Elternversammlung erklärte der stellvertretende Direktor einer Oberschule laut und deutlich: „Wir erkennen den Unterricht in der Musikschule nicht als gesellschaftliche Arbeit an." In die Praxis übersetzt heißt das: Wenn ein Pioniernachmittag angesetzt ist, muß der Klavierschüler seine Stunde ausfallen lassen. Denn . . . siehe oben! Solche verstaubten Ansichten sterben sicher bald aus. Das Ministerium für Volksbildung ist sich auf diesem Gebiet mit dem Ministerium für Kultur in allen Punkten einig . . .

Das Thema unserer Umfrage hätte – ganz nebenbei bemerkt – auch heißen können: „Wer kauft denn heut noch eine Geige?" Die Antworten wären jedenfalls kaum anders ausgefallen: Sehr viele Menschen, junge und alte, aus allen Schichten unserer Bevölkerung – mehr, als selbst Optimisten vor Beginn unserer Kultur- und Bildungsrevolution träumen konnten!

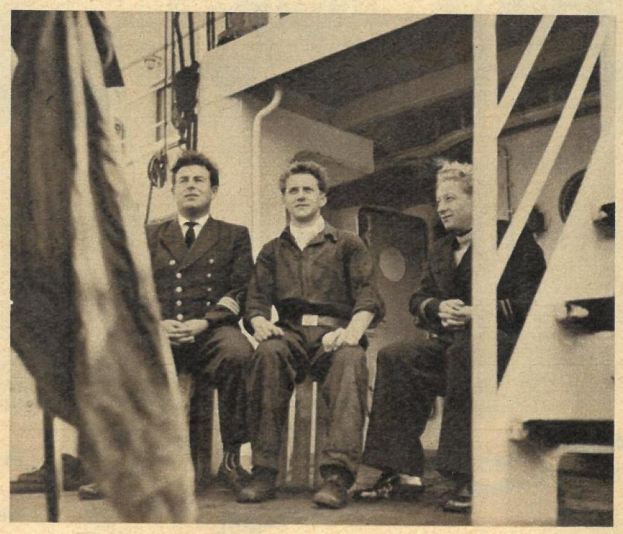
Noch einige Sätze zur Hausmusik 65. In Rostock lebt Karl-Heinz Hahn, 49 Jahre alt Lehrer und musikalischer Multifunktionär. Außer Schülerchören und einem Lehrerchor leitet er einen Bäckerchor mit 40 gesangsfreudigen Brot- und Kuchenbäckern. Karl-Heinz Hahn unterrichtete im Laufe seiner vielen Musikstunden 2000 Schüler. Nebenbei spielt er in einem Lehrer-Streichorchester. Und zu Hause – mit der Familie: Hausmusik! Abgesehen von diesem extremen Fall musikalischen Tatendranges, gibt es „Hausmusik 65" in vielen tausend Familien zwischen Rostock und Suhl. zb-Mitarbeiter sammelten genug Beispiele dafür. Die „Hausmusik 65" endet ganz selten nur noch in den eigenen, mehr oder weniger schalldichten Wänden. Bei ungezählten Gelegenheiten dringen musikalische Talente nach außen: in den Betrieb, in die Wohngemeinschaft, in den Klub. Musik lebt nicht für sich selbst, sie lebt zur Freude der Musizierenden für die Freude anderer.

Südamerikanisches Hafenintermezzo

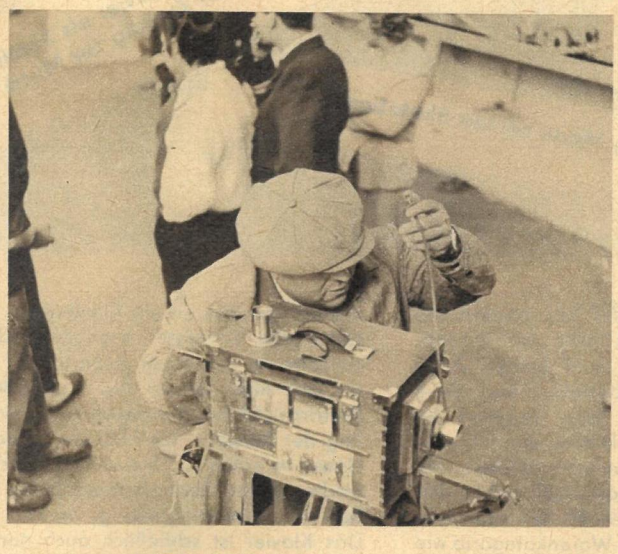
Ein Schiff legt an im fernen fremden Hafen.
Es kämpfte sich durch sturmbewegte See.
Nun wird man ein paar Tage ruhig schlafen,
trotz „Luken auf und Ladung auf den Kai!"



Doch eh' die Winden ihre ersten Lasten
vom Schiff gehievt, erscheint ein ehrenwerter Lord
mit einem großen, ungefügen Zauberkasten
ganz souverän und ungefragt an Bord.



Er ruft: „He, Langer, du mit Schlips und Kragen:
Hol alles, was hier Beine hat, heran!
Bei mir kann keiner meiner Kunden sagen,
daß ich nicht nach Sekunden liefern kann!"



Sein Job läuft ab wie eine Ankerkette:
Matrose, Schiffsarzt, Kapitän (und wer sonst will)
hält brav, als gehe es um eine Wette,
vorm Zauberkasten dieses Zaubermeisters still.

Dann heißt es: „Schiffsdeck frei und an die Winden!"
Die erste Last wird auf den Kai getrimmt.
Der Zaubermeister muß an Land verschwinden.
Er geht getrost. Denn seine Kasse stimmt.

VON BORD DES MS „FREUNDSCHAFT"
BERICHTETEN DR. LANGER (FOTOS) UND W. FORNER (TEXT)

TATSACHENBERICHT

Verbrechen

DIE KRIMINALGESCHICHTE MACHTEN

VON GÜNTER PRODÖHL

20

Die Spur führte nach Mexiko

Bei einer Razzia im Algerierviertel in Paris im Oktober 1963 griff die Polizei einen Algerier in Seemannskluft, bei dessen Durchsuchung ein um die Wade gebundener, prallgefüllter Lederbeutel zutage kam. Eine vorsichtige Geschmacksprobe durch den Polizisten ergab: Rauschgift. Der Rauschgifthandel machte der Pariser Polizei in den letzten Jahren schwer zu schaffen. Deshalb freute sich Kommissar Montereau, Leiter des Rauschgiftdezernates, als der verhaftete Sami Khouri ihm vorgeführt wurde, hoffte er doch, in ihm endlich mal einen aus der eingeweihteren Klasse der zahlreichen Zwischenhändler gegriffen zu haben. Seltsamerweise war Khouri sofort bereit auszupacken. Auf Grund seiner Angaben gelang es auch tatsächlich, sechsunddreißig Mitglieder einer der gefährlichsten Verbrecherbanden Frankreichs hinter Gitter zu bringen. Zum Kopf der Bande wollte Khouri den Kommissar hinführen, allerdings unter der Bedingung, daß er selbst ungeschoren bliebe.

In diesem Augenblick wurde das Gespräch unterbrochen. Ein Beamter der Kriminaltechnischen Abteilung betrat das Zimmer, brachte Montereau die Analyse des Pulvers, das sich im Lederbeutel des Algeriers befunden hatte. „Leg hin", sagte der Kommissar unwillig, „ich hab jetzt keine Zeit. Was ist es denn? Koks, was? Hab' ich auch ohne euch gewußt." Mit einer knappen Handbewegung bedeutete er dem jungen Kollegen, schleunigst wieder zu verschwinden. Der aber machte eine vieldeutige Kopfbewegung zu Khouri hin und sagte zu dem ungeduldigen Montereau: „Lesen Sie lieber gleich den Bericht, er könnte von Bedeutung sein."

Montereau nahm ihm den dünnen Aktendeckel aus der Hand, klappte ihn hastig auf und las. Sami ließ das Gesicht des Kommissars keine Sekunde aus dem Auge. Doch er wartete vergeblich auf irgendeine Überraschung. Gleichgültig wie zuvor klappte Montereau den Deckel wieder zu und nickte dem Kriminaltechniker zu, daß er gehen könne. Über den Bericht verschwendete er kein Wort. „Weiter, Sami, erzähl weiter", sagte er nur und sah den Algerier freundlich an. Erschrocken fuhr Khouri zusammen, weil er längst den Faden verloren hatte. „Was soll ich noch ... weiter war nichts. Es liegt jetzt an Ihnen, ob wir fahren können. Geben Sie mir Ihr Wort, daß ich nachher flitzen kann, und unsere Unterredung ist sofort zu Ende, Kommissar."

Seltsamer Handel

Langsam, nichts Gutes verheißend, drückte sich Montereau aus seinem Sessel hoch, beugte sich ein wenig vor, langte sich dann den erschrockenen Algerier über den Schreibtisch und zischte ihn an: „Du mieser billiger Dreigroschenjunge. Dir werd' ich jetzt mal was hinter die Ohren schreiben ...", und während Sami Khouri Mühe hatte, unter dem immer enger und bedrohlicher werdenden Griff in der Nähe seines Halses genügend Luft zu bekommen, eröffnete ihm der Kommissar in nicht mißzuverstehender Eindringlichkeit: „Wenn du mir jetzt nicht auf der Stelle die Wahrheit sagst, Sami, dann steck' ich dich in die Zelle, wo deine Kameraden sitzen, und erzähl' ihnen, daß du sie verpfiffen hast. Da machen die Hackfleisch aus dir, das glaubst du mir doch! Dir werd' ich leuchten, mir hier die Hucke vollzuschwindeln. In deinem Säckchen da war nichts weiter drin als ganz normales Seesalz aus dem Reformhaus! 99,6 Gramm genau. Und nur obendrauf waren 0,4 Gramm Kokain gestreut, zur Tarnung. Und damit wagst du es, mir hier den großen Rauschgiftschmuggler vorzuführen. So was will den Boß einer Rauschgifthändlerbande kennen."

Mit einer verächtlichen Gebärde drückte er den nach Luft japsenden Algerier auf seinen Stuhl zurück.

Merkwürdigerweise zeigte sich Sami Khouri, als er wieder zu Puste gekommen war, von dem Kraftakt des Kommissars wenig beeindruckt. „Was in dem Lederbeutel drin war, weiß ich nicht. Kümmerte mich auch nicht", sagte er gelassen und rieb sich die strangulierten Stellen seines Halses.

Montereau fuhr ihn wütend an: „Erzähle mir doch keine Märchen, Mann. Du schmuggelst das Zeug nach Paris, versteckst es im Hosenbein vor der Polizei ... Da willst du mir weismachen, du hättest nicht gewußt, was drin ist. Hältst du mich für blöd?"

Khouri schüttelte beinahe vorwurfsvoll den Kopf. „Ich hab' den Beutel nicht nach Paris gebracht. Ich hab' ihn erst gestern abend bekommen von den Leuten, die mich zu der Wohnung gefahren haben, die ich Ihnen jetzt zeigen soll."

„Und wozu haben dir die Leute den Beutel gegeben, he? Vielleicht erzählst du mir das mal."

„Natürlich, gern. Mit dem Beutel sollte ich der Polizei in die Hände fallen, damit die annimmt, ich sei ein Rauschgiftschieber. Die Leute wußten von irgendwoher, daß die Razzia angesetzt war. Da haben sie mich ins Algerierviertel geschickt, und da bin ich ja auch von Ihren Leuten festgenommen worden ..."

Jetzt war Montereau an der Reihe, nach Luft zu schnappen. „Sie ...", sagte er plötzlich wieder, „Sie hatten den Auftrag? Das ist ..." Was es nun war, verriet der Kommissar dem Algerier nicht ausdrücklich. Er sagte nur noch, was gemeinhin nur Leuten verständlich ist, die im Polizeidienst stehen oder viel mit der Polizei Umgang haben: „Ach so, auf der Flöte wird hier gespielt. Na schön, mir auch recht ..." Das sollte bedeuten, daß er nun durchschaut hatte, was sich hinter dem mit Reformhaussalz gefüllten Rauschgiftbeutel und dem ganzen Auftritt des algerischen Seemannes verbarg. Eine Gangsterorganisation wollte der anderen Gangsterbande, wahrscheinlich aus Konkurrenzgründen, das Licht ausblasen, sie der Polizei in die Hände spielen. Den etwas romanhaften Umweg über die Razzia und den kaschierten Rauschgifthändler hatten die natürlich anonym bleiben wollenden Bandenmitglieder gewählt, weil sie fürchteten, daß eine herkömmliche anonyme Anzeige nicht den gewünschten Erfolg zeitigen würde. Einmal, weil anonyme Anzeigen bei der Polizei zu Haufen eingehen und meistens in den Papierkorb wandern, zum anderen, weil alle Gangsterbanden unter den subalternen Kriminalbeamten Vertraute besitzen, von denen sie bei bevorstehenden Maßnahmen rechtzeitig gewarnt werden. Unklar war Montereau lediglich, was den Algerier veranlaßt oder gezwungen hatte, die nicht ungefährliche Rolle des „Agent provocateur", des Lockspitzels, zu übernehmen.

„Sagen Sie, Sami, sind Sie eigentlich so sicher, daß ich mein Wort halte und Sie laufen lasse, wenn Sie mich zu der Wohnung bringen?"

Sami Khouri machte jetzt das naive Gesicht eines kleinen Jungen, dem ein guter Onkel versprochen hat, ihm eine Eiswaffel zu kaufen, wenn er schön artig ist.

„Natürlich, Kommissar. Auf Ihr Wort werd' ich doch wohl bauen können. Außerdem, was wollen Sie mir denn anhängen? Rauschgift hatte ich nicht bei mir ..."

„Sie haben aber was anderes auf dem Kerbholz, Sami. Damit haben Ihre Auftraggeber Sie nämlich erpreßt und gezwungen, die Rolle hier zu übernehmen."

Bescheiden lächelnd sagte Sami, nicht ohne Ironie: „Aber Herr Kommissar. Was Sie auch immer Böses von mir denken möchten, ich bin doch ein Schellfisch, gemessen an dem Mann, den Sie haben können, wenn Sie mich laufen lassen. Das wissen Sie doch ganz genau."

Montereau sah den Algerier eine ganze Weile prüfend an, gerade so, als könne er an seinem Gesicht abschätzen, wer ihm wertvoller sein könnte Dabei wußte er doch längst, daß er gar keine Wahl mehr hatte. Die ganze Geschichte war so raffiniert eingefädelt worden, daß ihm nur die eine Möglichkeit blieb: mitzumachen. Theoretisch bestand zwar die Chance, daß er auch die Hintermänner des Algeriers greifen könnte, wenn er raffinierter als sie wäre, also zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen könnte ... Aber Montereau hielt sich nicht für ein Genie. Er war ein Pragmatiker in seiner Arbeit. Alle Verbrecher Frankreichs konnte er ohnehin nicht unschädlich machen, da kam es also auf ein paar mehr oder weniger, die weiter frei umherliefen, auch nicht an, wenn er dafür einen dicken Brummer treffen konnte. Und daß der Mann, den ihm der Algerier ans Messer zu liefern hatte, solch ein dicker Brummer war, dessen war sich Montereau ziemlich sicher nach allem, was er an diesem Tag erlebt hatte.

BITTE BLÄTTERN SIE UM!

SCHLUSS OHNE ENDE

überschrieben wir den letzten Abschnitt des Kapitels „Die Briefmörderin" (zb Nummer 51/1964) in der Fortsetzungsreihe

VERBRECHEN, DIE KRIMINALGESCHICHTE MACHTEN

von Günter Prodöhl, weil es in diesem Fall, ebenso wie im „Fall Timo Rinnelt", tatsächlich kein Ende gab. Beide Verbrechen wurden bis heute nicht aufgeklärt. Einige Zuschriften unserer Leser veranlassen uns, nachträglich noch einmal darauf hinzuweisen. Die Bemerkung „Fortsetzung folgt" steht in jedem Heft und bezieht sich immer auf die gesamte Fortsetzungsreihe.

DIE REDAKTION

Ein bißchen zögernd noch reichte er dem Algerier die Hand über den Schreibtisch. „Also abgemacht, Sami. Wir fahren jetzt dort hin, wo der Mann wohnen soll, und wenn wir gefunden haben, was wir suchen, kannst du verduften. Mein Wort darauf."
Ergriffen drückte Sami die Hand des Kommissars, meinte dann aber bedauernd: „Tut mir leid, Kommissar, aber ich bin nun mal ein ängstlicher Mensch, deshalb möchte ich Ihnen einen weniger riskanten Vorschlag machen ..." Er unterbrach sich, deutete auf die Akte, die der Kriminaltechniker vorher gebracht hatte, und sagte arglos: „Da haben Sie's doch schwarz auf weiß, daß ich kein Koksschieber bin und daß Sie mich laufen lassen können. Tun Sie's gleich, Kommissar. Ich ruf' Sie dann in 'ner halben Stunde an und sag' Ihnen die Adresse durch. Sie ist mir gerade wieder eingefallen ..."
Montereau schluckte den Fluch, den er auf den Lippen hatte, wieder 'runter. Hatte er A gesagt, mußte er auch B sagen. Deshalb sah er nur kurz auf seine Armbanduhr und sagte: „Also abgemacht. Es ist jetzt gleich Mitternacht. Punkt null Uhr dreißig klingelt das Dings da, sonst hetze ich alle Streifenwagen von Paris auf deine Spur."
Der Algerier hob pathetisch die Hände. „Kommissar, wenn ich sage, ich rufe in

Die Ermordete: Camille Jainski

einer halben Stunde an, ist das ein Ehrenwort. Aber damit Sie auch ganz ruhig bleiben können, gebe ich Ihnen gleich den wichtigsten Tip. Der Mann, den Sie suchen, ist nicht da, sondern auf einer Dienstreise nach Afrika. Mittwoch kommt er aber schon wieder. Mit der Abendmaschine aus Tunis. Sie haben also genug Zeit, ungestört Beweismaterial zu suchen. Sie finden es übrigens am schnellsten, wenn Sie in der Bibliothek der Wohnung die Holztäfelung abklopfen."
Wortlos reichte Montereau dem Algerier seinen Paß über den Schreibtisch und ließ ihn gehen.
Keine halbe Stunde später rief der Seemann an und sagte eilig: „Notieren Sie, Kommissar. Die Adresse ist Rue Lemercier 17, zwei Treppen links. Der Wohnungsbesitzer heißt Ferraty."
Bevor Montereau den letzten Buchstaben des Namens notieren konnte, hatte Khouri den Hörer schon eingehängt.

Wer ist die Tote?

Wenige Minuten nach dem Anruf verließen zwei Einsatzwagen den Hof des Polizeipräsidiums, rasten über die Point Neuf hinweg in Richtung Jardin du Luxembourg, in dessen Nähe sich die vornehme Rue Lemercier befand, eine Gegend, die kaum zur Unterwelt der Seinemetropole gezählt werden kann und in der nur Leute wohnen, die in der Lage sind, für eine Eigentumswohnung 100 000 neue Franc auf den Tisch des Hausbesitzers zu legen.
Die Pförtnerin des Hauses Nr. 17 kam nicht so schnell aus dem Bett, wie Kommissar Montereau mit seinem Dutzend uniformierter, bis an die Zähne bewaffneter Polizisten die teppichbelegten Stufen in die zweite Etage hinaufstürmten. Während einer der Uniformierten die Wohnungsklingel betätigte, versuchte sich ein im Umgang mit Sperrhaken vertrauter Assistent am Sicherheitsschloß der Wohnung. Als er die große, von innen mit Eisenblech beschlagene Tür geöffnet hatte, erschien in einem altmodischen, wallenden Nachtgewande die Pförtnerin auf dem Treppenabsatz und schlug entsetzt die Hände über dem Kopf zusammen. „Mon Dieu", fuhr sie den Kommissar an und machte ihm klar, daß sich Monsieur Ferraty zweifellos beim Staatspräsidenten über diesen nächtlichen Banditenstreich beschweren werde, wobei Montereau nach und nach erfuhr, daß der Monsieur Ferraty ein hoher Beamter im Afrikaministerium sei und sich zur Zeit auf einer Dienstreise in Afrika befände. Montereau nickte zufrieden. Bis jetzt stimmten also Sami Khouris Informationen auf das genaueste. Und daß der Gangsterboß im Afrikaministerium eine hohe Stellung innehaben sollte, konnte ihn auch nicht schrekken. Ganz im Gegenteil. Gangster großen Stils waren noch nie unter den Pariser Brücken bei den Clochards zu finden gewesen; das wußte er aus seiner täglichen Arbeit. Er beruhigte die betagte Portierfrau, daß die ganze Aktion ihre Ordnung habe und vom Staatspräsidenten selbst angeordnet worden sei, und ließ sie die Treppe hinunterführen. Dann stürmte er mit entsicherter Pistole die Sechszimmerwohnung. Diele, Salon, Eß- und Kaminzimmer interessierten ihn nicht. Er postierte in jedem nur einen Uniformierten und machte erst in der Bibliothek halt. Es war eine Bibliothek, wie sie der einfache Bürger nur aus historischen Filmen kennt. Die Mauern der ledernen Bücherrücken reichten bis an die Decke, und wo keine Bücher standen, waren die Wände mit einer kostbaren Edelholztäfelung verziert. Montereau sah sich nur kurz in dem prächtigen Raum um, deutete dann mit dem Lauf seiner Pistole auf die Holztäfelung und befahl den hinter ihm stehenden Polizisten: „Aufbrechen!" Den Männern fror das Herz, als das schöne dunkle Holz unter ihren kantigen Eisenstangen zu splittern begann.
Das Blut erstarrte ihnen aber in den Adern, als sie den ersten größeren Trakt der Täfelung aus dem Mauerwerk gelöst hatten und nun wegzogen. Wie in Madame Toussauts Wachsfigurenkabinett stand in einer Nische der nackten Zimmerwand eine leblose, starr geradeaus blikkende hübsche junge Frau. Erst bei genauerem Hinsehen war zu erkennen, daß die unheimliche Dame nicht aus Wachs nachgebildet, sondern eine gut erhaltene weibliche Leiche war, die jetzt, ihres Haltes beraubt, langsam vornüberkippte, dem im ersten Moment doch sichtlich erschrokkenen Kommissar Montereau in die Arme. Wie die Gerichtsmediziner am nächsten Tag sehr schnell herausfanden, war die Tote mit einem paraffinhaltigen Lackierungsmittel einbalsamiert. Dadurch war ihrem Aussehen eine gewisse Frische erhalten geblieben, was darüber hinwegtäuschte, daß die Frau schon geraume Zeit, nach Meinung der Fachleute mindestens zwei Jahre, hinter der Holzverkleidung verbracht hatte. Ein Ring an der Hand verriet, daß sie zu Lebzeiten verheiratet war, und ein Nylonstrumpf, der wie eine Krawatte um ihren Hals baumelte, ließ keinen Zweifel daran, daß sie eines unnatürlichen Todes gestorben war.

Des Rätsels Lösung

Obgleich sich Montereau von seinem Schrecken schnell erholt hatte, machte ihn die unerwartete Entdeckung eines gewiß sensationellen Mordfalles nicht recht froh. So eifrig seine Beamten auch hinter dem Rest der Wandtäfelung herumstocherten, es fand sich kein Gramm des vermuteten Rauschgiftes. Für den Kommissar tat sich die Gefahr auf, daß er den schönen Fall über kurz oder lang an die Mordkommission abtreten müßte. Nur wenn er in achtundvierzig Stunden herausfand, daß sich hinter dem Mord als kompakteres Delikt Rauschgifthandel verbarg, konnte er ihn in eigener Regie weiter bearbeiten, schrieb ihm die Dienstanweisung vor. Montereau unternahm alle Anstrengungen, das schleunigst zu ermitteln. Gewisse Umstände kamen ihm dabei zu Hilfe. Die Handtasche der Toten, die der Mörder mit hinter der Holztäfelung verborgen hatte, enthielt allerlei Gegenstände, die über die Identität der Toten erschöpfend Auskunft gaben. Ein Führerschein trug ihr Bild und verriet, daß sie vierundzwanzig Jahre alt war und Camille Jainski hieß. Die Rechnung eines Kosmetiksalons und ein kleiner Taschenkalender lösten schnell das Rätsel, wann und wo sie ermordet worden war. Die Rechnung des Kosmetiksalons trug das Datum des 21. August 1961, und im Taschenkalender war ebenfalls der 21. August 1961 angekreuzt und mit der aufschlußreichen Notiz: 22 Uhr Paul F. hervorgehoben. Paul F. hieß wohl zweifellos Paul Ferraty. Routinemäßig blätterte der Kommissar den kleinen Kalender von Anfang bis Ende durch. Außer sonntags gab es darin keinen Tag, der nicht ähnliche Notizen aufwies. Auffällig dabei war, daß sich fast alle Namen in einem gewissen Rhythmus wiederholten. Zum Beispiel war Paul F. jede Woche einmal darin vertreten. Hätten nicht ausschließlich Männernamen in dem Kalender gestanden und wäre die Tote älter gewesen, Montereau hätte es noch für möglich gehalten, daß sie eine Putzfrau war, die sich ihre Aufwartestellen notiert hatte. So aber ...? Ein Seitenfach des Kalenders beseitigte vollends die Zweifel über den Charakter der vermerkten Treffs. In dem Fach steckte die Kontrollkarte der Sittenpolizei! Camille Jainski war eine Prostituierte und die vielen ‚Paul F., Jean P., Marcel D.' ihre Stammkunden, die sie regelmäßig zu verabredeten Zeiten in ihren Wohnungen besucht hatte. „Sonntags aber nie", murmelte der Kommissar kopfschüttelnd, klappte den Kalender zu und beendete erst mal die

Kommissar Montereau

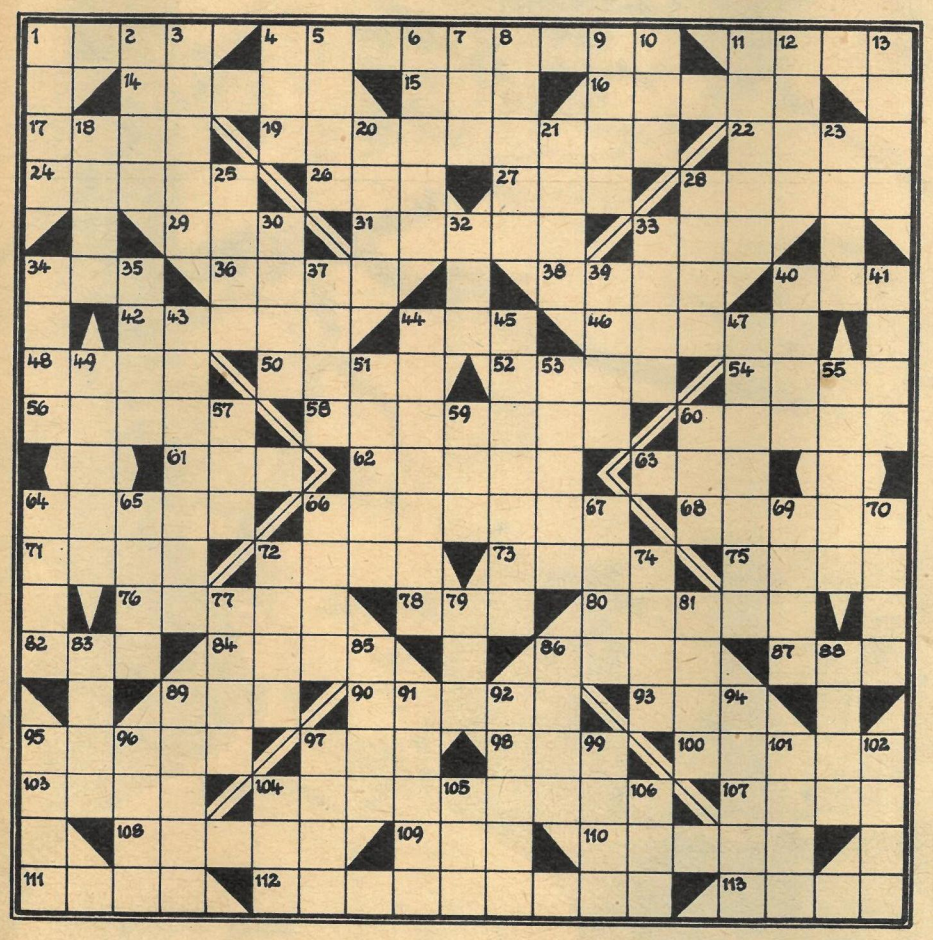
Durchsuchung der Wohnung des Ministerialbeamten Paul Ferraty. Er hoffte, über den Bekanntenkreis der Toten seinem Ziel leichter näher zu kommen.
Diese Ermittlungen, die er praktisch vom Schreibtisch ausführen konnte, ergaben: Die Ermordete war eine der 29 000 offiziell registrierten Pariser Prostituierten. Sie war außerdem seit dem 10. Mai 1959 mit dem vierunddreißigjährigen Autolakkierer Paul Jainski verheiratet und wurde in der Vermißtenkartei der Polizei seit dem 22. August 1961 als spurlos verschwunden (vermutlich einem Verbrechen zum Opfer gefallen) geführt. Eine unangenehme Überraschung für Montereau war indessen, daß bei der Mordkommission eine dicke Ermittlungsakte vorlag, in der eigentlich der ganze Fall schon geklärt worden war. Darin hieß es unter anderem: „Der Tat dringend verdächtig ist der Ehemann der Gesuchten. Die Ehe war ohnehin nicht mehr als ein vertuschtes Zuhälterverhältnis, das die Jainski seit Monaten zu lösen versuchte. Sie weigerte sich, ihrem Mann den Erlös ihres Gewerbes abzuliefern, den er ständig vertrank bzw. mit anderen Frauen durchbrachte. In den Wochen vor dem Verschwinden der Jainski war es wiederholt zu Streitigkeiten und Tätlichkeiten zwischen den Eheleuten gekommen. Am 10. August 1961 schließlich verließ die Jainski ihren Mann und kehrte auch nicht mehr in die gemeinsame Wohnung zurück. Es spricht alles dafür, daß Paul Jainski sie aber wieder aufspürte und schließlich umbrachte, als sie sich weigerte, zu ihm zurückzukehren. Der Beschuldigte hatte mehrfach dahingehende Äußerungen unter Gleichgesinnten getan. Er wurde auch unter Mordverdacht festgenommen und drei Monate in Untersuchungshaft gehalten. Als mehrfach wegen verschiedener Delikte Vorbestrafter war er allerdings gerissen genug, jede Schuld hartnäckig zu leugnen, solange nicht der Beweis erbracht werden konnte, daß die Jainski tatsächlich tot ist. Er mußte aus der Haft entlassen und das Verfahren gegen ihn vorläufig eingestellt werden. Die Mordkommission ist aber nach wie vor der Meinung, daß der Ehemann der Täter ist, und überzeugt, daß es ihr nach Auffinden der Leiche auch gelingen wird, den Schuldnachweis gegen den verdächtigen Paul Jainski zu erbringen ..." –
„Einen Dreck werdet ihr", fluchte Montereau vor sich hin, als er die Akte durchgelesen hatte. Er verschloß sie im untersten Fach seines Schreibtisches und verließ dann schnellstens das Polizeipräsidium. Jetzt mußte er auf eigene Rechnung und Gefahr handeln, wollte er verhindern, daß ihm der Fall abgenommen und ein Falscher als Mörder auf die Anklagebank gesetzt wurde. Er war überzeugt, daß die Mordkommission, erfährt sie, daß die Leiche der Camille Jainski gefunden ist, auf der Stelle erst mal ihren Mann als vermeintlichen Mörder festnehmen würde. Die Verhaftung würde in die Presse kommen, der Fundort der Leiche bekannt und der noch in Afrika weilende Ferraty, den er für den wirklichen Mörder hielt, gewarnt werden. Das mußte er verhindern. Trotzdem hielt sich auch Montereau zuerst an den früheren Ehemann der Toten, dem er vor der in der Akte genannten Wohnung auflauerte.
Jainski war stark betrunken und kaum in der Lage, dem Kommissar irgendwelche brauchbaren Hinweise zu geben. Montereau hatte gehofft, der Mann wüßte Einzelheiten über das Verhältnis seiner Frau zu dem Ministerialbeamten Ferraty. Paul Jainski hatte den Namen Ferraty offenbar vorher noch nie gehört, geschweige denn, daß er wußte, ob Ferraty Chef eines Rauschgiftschmugglerringes war. Damit war er für Montereaus Vorhaben ungeeignet. Der Kommissar überließ ihn seinem Schicksal, erzählte ihm auch nicht, daß die Leiche seiner Frau gefunden worden war.

Schreck in der Abendstunde

Was Montereau nun unternahm, hätte ihn die Stellung, ja sogar Kopf und Kragen kosten können, wäre es erfolglos geendet. Im Gegensatz zu Kriminalromanen, wo Detektive buchstäblich öfter als es die Polizei erlaubt auf eigene Faust die gefährlichsten Abenteuer unternehmen, geschehen solche Unternehmungen in der Praxis um so seltener, ganz einfach, weil sich keine Polizei der Welt erlauben kann, ihre tüchtigsten Männer leichtfertig in Gefahr zu bringen. Während im Kino die Detektivhelden offenbar einen unsichtbaren Siegfriedpanzer tragen, so selten werden sie von den Kugeln der wild um sich schießenden Gangster getroffen, verstehen sich in der rauhen Unterwelt von Paris, London, New York die Verbrecher höchst präzise auf das Treffen beim Schießen.
Hier ging's aber wirklich mal ein bißchen so zu wie im Kino. Es begann damit, daß Montereau im Gerichtsmedizinischen Institut die Leiche der ermordeten Camille Jainski für einen Lokaltermin anforderte und wieder in die Wohnung Rue Lemercier Nr. 17 zurücktransportierte. Er selbst kostümierte sich in der Art der Zuhälter, die nachts rund um den Place Pigalle die Gewerbeaufsicht über ihre Damen ausüben. In die Taschen steckte er sich zwei automatisch nachladende Schießeisen und ein Minitonbandgerät.

FORTSETZUNG FOLGT

KREUZWORTRÄTSEL



Waagerecht: 1. Voranzeige, 4. dogmatischer Eigenbrötler, 11. Gestalt aus „Wallenstein", 14. Erdformation, 15. Teil des Baumes, 16. Gartenhäuschen, 17. Wüste aus Sanddünen, 19. Arzneipflanze, 22. vorspringender Rand, 24. ungarische Luftverkehrsgesellschaft, 26. physikalische Maßeinheit, 27. Tonbezeichnung, 28. Wüstenfuchs, 29. mittlerer Rheinarm, 31. Stadt in Württemberg, 33. nordische Meeresgöttin, 34. polnische Halbinsel, 36. sowjetische Nachrichtenagentur, 38. rechnerische Größe, 40. Wintersportgerät, 42. Gestalt aus „Don Carlos", 44. tschechischer Reformator, 46. Nachsicht, 48. italienischer Maler († 1642), 50. griechischer Buchstabe, 52. englische Schulstadt, 54. Name der griechischen Volksbefreiungsarmee, 56. Stadt auf dem Peloponnes, 58. deutsche Schriftstellerin („Die letzte Bastion"), 60. herablassendes Wohlwollen, 61. Affenart, 62. Sternbild, 63. russische Gewichtseinheit, 64. englischer Physiker († 1945), 66. Teil der Pflanze, 68. dämonisches Wesen, Unhold, 71. Haltetau auf Schiffen, 72 Schiffsbalken, 73. Betonungszeichen, 75. Einfall, 76. Körperorgan, 78. afrikanischer Strom, 80. Vorwand, Ausrede, 82. deutscher Komponist der Gegenwart, 84. Papiermaß, 86. Männername, 87. britische Insel, 89. Drehpunkt, 90. Staat der Indischen Union, 93. Ansiedlung, 95. heißer, trockener Wüstenwind, 97. Antilopenart, 98. Maßeinheit der Monotypeschrift, 100. vor Verwesung geschützter Leichnam, 103. Staatshaushaltsplan, 104. Arzt, 107. Halbaffe, 108. Niederschlag, 109. Getränk, 110. Zeitmaß, Geschwindigkeitsgrad, 111. Gewässer, 112. oberbayrisches Gewässer, 113. Teil des Hauses.

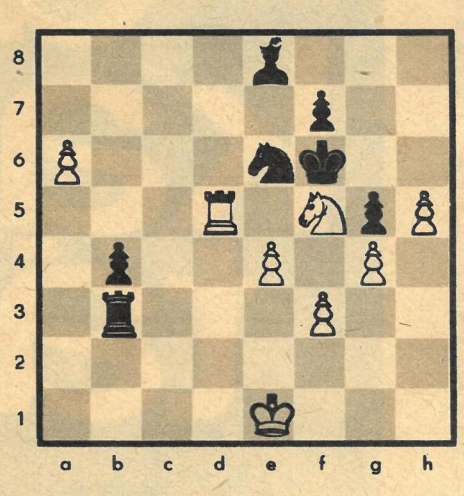
Senkrecht: 1. deutscher Maler und Baumeister des süddeutschen Spätbarocks, 2. Berg bei Innsbruck, 3. stenografisches Kürzel, 4. durch Sieden erhaltene Lösung, 5. Stadt am See gleichen Namens in Nordamerika, 6. Waldgebiet in der UdSSR, 7. kaufmännischer Begriff, 8. Stockwerk, 9. Landschaft in Griechenland, 10. arabischer Titel, 11. norwegischer Dramatiker, 12. Ölpflanze, 13. Stadt in Westsibirien, 18. Getreideunkraut, 20. Grünfutter, 21. Frühling, 23. niederösterreichische Stadt, 25. Einspruchsrecht, 28. österreichischer Operettenkomponist († 1925), 30. Jungtier, 32. rumänische Währungseinheit, 33. Nebenfluß der Havel, 34. griechische Göttin, 35. Schellfischart, 37. kleine Deichschleuse, 39. Liebesgott, 40. Musikzeichen, 41. Flüßchen im Harz, 43. Erforscher der Eigenschaften der lebenden Materie, 44. Sportgeräte, 45. afrikanische Republik, 47. Ausscheidung von Mangan und Eisen, 49. männlicher Vorname, 51. Teil mancher Musikinstrumente, 53. Fluß im Vorland des Kaukasus, 55. Gestalt aus „Die Fledermaus", 57. Nebenfluß der Wisla, 59. Wacholderbranntwein, 60. landwirtschaftlicher Betrieb, 64. Laubbaum, 65. wasserhaltiges Mineral, 66. französisch: Majestät, Anrede von Monarchen, 67. Erdhülle, 69. Hauch, 70. historische Landschaft in Spanien, 72. Spaltwerkzeug, 74. jugoslawischer Staatsmann, 77. Beruhigungsmittel, 79. griechische Kykladeninsel, 81. Richtschnur, Regel, 83. Bergkammlinie, 85. Lockergestein, 86. Vorzeichen, 88. Provinz Saudiarabiens, 89. Truthahn, 91. Instrumentalwerk, 92. Erdteil, 94. Blume, 95. oberste polnische Volksvertretung, 96. Gebiete der Mondoberfläche, 97. Erbfaktoren, 99. Kopf, Spitze, 101. niedere Pflanze, 102. Hast, 104. Honigwein, 105. chemisches Element, 106. Wendekommando.

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Gerhard Graban (Redaktionssekretär), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz · Verlagsdirektor: Günther Zumpe · Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf · Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Druck: (III/9/1) Druckerei Völkerfreundschaft, Grafischer Großbetrieb, 8023 Dresden, Riesaer Straße 32 · Anzeigenverwaltung DEWAG WERBUNG, 806 Dresden · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 53 · Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 30 Pf, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 MDN, monatlich 1,30 MDN · Bankkonto: DN, Dresden 9/1862; Postscheckkonto: Dresden Nr. 4565

REDAKTION ZEIT IM BILD, 806 DRESDEN, RADEBERGER STRASSE 14b, RUF 51616, 51765, TELEX DRESDEN 019412

Verpaßte Gelegenheit

Im 6. Interzonenturnier 1964 war es zwischen Perez, (Kuba) und Tringow, (Bulgarien) in der achten Runde zu folgender Stellung gekommen:



Der Kubaner droht Matt. Tringow spielte 38. ...Sc7 und nach 39. Td6† Se6 40. Td5 Sc7 wurde die Partie abgebrochen. Perez, etwas ermüdet, gab sie nach kurzer Überprüfung zur allgemeinen Überraschung remis. Als man ihm sofort zeigte, daß er glatt auf Gewinn stand, fiel Perez aus allen Wolken. Aber sehen Sie selbst: In der Diagrammstellung hat Schwarz nur zwei Züge, nämlich 40. ...Sc7 (wie geschehen) oder 40. ...Sf4. Perez hätte nun mit 41. e5† Ke6 42. Td6† Ke5: 43. h6 Tb1† 44. Kf2 Th1 45. Kg2! leicht gewonnen. Hätte hingegen der bulgarische Großmeister 40. ...Sf4 gezogen, wäre das Rennen ebenfalls gelaufen: 41. e5† Ke6 42. Ta5 Tb1† 43. Kd2 Tb2† 44. Kc1 Sd3† 45. Kd1 Sf2† 46. Ke1 Sd3† 47. Kf1 Tb1† 48. Ke2, denn es gibt kein ewiges Schach und Weiß gewinnt. Kein Wunder, daß Perez den ganzen Abend ob dieser Schachblindheit außer sich war.

Wieder so ein DING MIT PFIFF (65) von Willy Moese (nach einer Leseridee), ein bildlich ausgelegter Begriff, für den Sie das richtige Wort finden sollen. Teilen Sie es uns bis zum 13. Februar 1965 auf einer Postkarte (Kennwort: Ding mit Pfiff) mit. Vielleicht haben Sie Glück und gehören zu den drei Gewinnern, die je einen Buchpreis erhalten. Unsere Anschrift: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden 6, Radeberger Straße 14 b.
DING MIT PFIFF (61): Halbleiter. Je einen Buchpreis gewannen: Irmgard Tessaro, Greifswald; Manfred Müller, 808 Dresden, Königsbrücker Landstraße; Wally Schuster, Karl-Marx-Stadt.

RÄTSELLÖSUNGEN AUS HEFT 5

Kreuzwort- mit Wabenrätsel. Waagerecht: 1. Sedez, 4. Assel, 8. Düker, 11. Espe, 12. Loti, 13. Stall, 15. Onkel, 16. Effel, 18. Malaga, 19. Faszie, 21. Liane, 23. Ätna, 24. Arve, 26. Drau, 27. Nimes, 28. Zola, 30. Most, 31. Kate, 34. Alaun, 35. Motor, 36. Gage, 39. Made, 41. Epos, 42. Aser, 43. Zech, 45. Grün, 48. Elle, 49. Auto, 50. Heinz, 53. Gagat, 56. Emme, 58. Tüte, 60. Lech, 61. Sülze, 62. Patt, 64. Eros, 66. Lori, 68. Route, 71. Lerche, 74. Island, 75. Beile, 76. Effet, 77. Taiga, 78. Karo, 79. Fest, 80. Arena, 81. Angel, 82. Elend. – Senkrecht: 1. Sisal, 2. Drama, 3. Zeller, 4. Apogäum, 5. Senat, 6. Elefant, 7. Lola, 8. Diez, 9. Käfer, 10. Raile, 14. Landau, 17. Fiasko, 20. Samt, 22. Idol, 25. Veto, 28. Zange, 29. Largo, 32. Atlas, 33. Erker, 37. Apfel, 38. Esche, 39. Marga, 40. Debüt, 43. Zeche, 44. Claim, 46. Runge, 47. North, 51. Emir, 52. Nessel, 54. Altona, 55. Acht, 57. Klič, 58. Telefon, 59. Epistel, 63. Tratte, 64. Euböa, 65. Olive, 67. Riefe, 69. Udine, 70. Ewald, 72. Reka, 73. Hera. – Wabenrätsel: 1. Höhle, 2. Havel, 3. Hevea, 4. Haase, 5. Hesse, 6. Hekla, 7. Halka, 8. Hamen, 9. Hahne, 10. Halle, 11. Hebel, 12. Heber.
Silbenrätsel. 1. Nutria, 2. Rerik, 3. Edelweiß, 4. Trungbo, 5. Sputnik, 6. Innsbruck, 7. Eidechse, 8. Muffe, 9. Liebknecht, 10. Absinth, 11. Setzling, 12. Kosmos, 13. Cutter, 14. Ikarus, 15. Harmonika, 16. Cakewalk, 17. Stipendium, 18. Rommé, 19. Exchange, 20. Schweitzer, 21. Nuance, 22. Ukrainer, 23. Realismus, 24. Iskra, 25. Wittenberg, 26. Niederlage, 27. Euryanthe, 28. Daumier, 29. Rundlauf, 30. Endivie, 31. Wassermann, 32. Opium, 33. Stephan, 34. Rogen, 35. Ulema, 36. Nessebar, 37. Debatte, 38. Niello, 39. Umwälzung, 40. Okular, 41. Saßnitz, 42. Notbremse, 43. Leierschwanz, 44. Ehmsen, 45. Dahomey, 46. Niagara. – „Treu und fest, stark im Charakter und siegesbewußt im Handeln, so und nur so werden wir unser Schicksal meistern."

Wer vermag Unvergleichbares miteinander zu vergleichen? Wie soll die Leistung eines Schwimmers mit der eines Boxers ins Verhältnis gesetzt werden und seine erzielten Ergebnisse zu denen des Fußballspielers? Sie alle leisten Großes. Wer zum „Sportler des Jahres" gekürt wird, muß also noch andere gute Eigenschaften aufweisen, muß besondere menschliche Qualitäten besitzen. Unter diesen Aspekten sollte man auch die Wahl von Klaus Urbanczyk zum „Sportler des Jahres" sehen. Als er vor einigen Monaten diesen Titel erhielt, war er schon „Fußballer des Jahres" und – dieses ist dem Chronisten beim Besuch des Kapitäns unserer Auswahl vor einigen Wochen erst richtig bewußt geworden – Pechvogel des Jahres. Die Zeitungen berichteten gerade in großen Aufmachungen von den Erfolgen seiner Freunde in Südamerika, als wir uns im Sportsanatorium von Kreischa zusammensetzten. Klaus hatte eine Karte mit den besten Wünschen seiner Sportkameraden aus Montevideo in der Hand. Ein trauriges Lächeln war in seinem Gesicht zu finden, aber der Hallenser war nicht mehr so niedergeschlagen wie in den ersten Tagen seiner Verletzung. „Meine Kameraden wollten mich trösten und dekorierten mein Krankenzimmer mit den schönsten Fotos aus Tokio. Als ich aus der Narkose erwachte, sah ich dies alles, und mein erster Gedanke war: es ist vorbei, mit 24 Jahren mußt du aufhören mit dem Fußballspielen."

Klaus Urbanczyk wurde bekannt und gefürchtet durch sein Slidingtackling. „Sehr oft höre ich, daß diese Attacke gefährlich ist und Verletzungen entstehen können. Das ist aber nicht so. Der Fuß liegt ausgestreckt auf dem Rasen, und selbst wenn der Spieler darauf fällt, kann nichts passieren. Man wendet es auch nicht immer an, sondern dann, wenn der Gegner mit dem Ball vorbeigezogen ist. Drei bis vier Meter kann man durch diesen Spreizschritt aufholen und den Angriff des Stürmers unterbinden. Natürlich birgt dies auch Gefahren in sich. Ist man ausgespielt, so hat man keine Chance mehr, den Ball zu erkämpfen."

„Klaus, wie hat Ihre Frau auf diese Verletzung reagiert?" „Ich glaube, so manche andere hätte gesagt, jetzt ist Schluß. Das reicht. Doch wie vielleicht so viele andere sportbegeisterte Menschen drückt sie mir die Daumen, daß ich bald wieder spielen kann. Sie hat früher selbst Handball gespielt und weiß, daß im Sport so etwas vorkommen kann. Sie freut sich genauso wie ich über die Siege, und wenn ich nach einer langen Reise nach Hause komme, stellt sie ihren selbstgebackenen Kuchen – mein Lieblingsgericht – auf den Tisch."

Das Daumendrücken hat geholfen, denn heute kann Klaus schon wieder gut laufen, und die ersten, heimlichen Versuche mit dem Ball geben ihm Mut und Selbstvertrauen. In Uruguay und Brasilien führte ein neuer Kapitän die Spieler auf das Feld, und auch auf der linken Verteidigerseite stand ein neuer Mann. „Der Otto soll kein zweiter Urbanczyk werden, sondern ein erster Fräßdorf", war seine Antwort, als wir ihn nach seinen „Nachfolgern" fragten. „Was den Kapitän betrifft, so ist Dieter Erler für diese Funktion durch seine Leistungen und seine menschlichen Vorzüge geradezu prädestiniert. Mannschaftsführer zu sein bedeutet nicht nur Wimpel zu tauschen. Welche Aufgaben er zu erfüllen hat, wurde mir in Tokio deutlich vor Augen geführt. Eingepackt in Gips lag ich auf meinem Zimmer. Plötzlich klopfte es. Jürgen Heinsch kam herein.

– Klaus, ich möchte mich entschuldigen.

– Entschuldigen, wofür? fragte ich ihn.

– Ich bin schuld, denn durch mein Hineinwerfen habe ich doch deine Verletzung verursacht.

– Was heißt verursacht? Du wolltest doch genau wie ich den Ball, um einen Torschuß zu verhindern. Du brauchst dir keine Vorwürfe zu machen.

– Ich hör' auf zu spielen.

– Jürgen, jetzt rede doch keinen Unsinn. Du verbohrst dich in einen Gedanken, den du dir unbedingt aus dem Kopf schlagen mußt.

Uns beiden standen in diesem Augenblick die Tränen in den Augen. Ich brauchte Trost, doch ich mußte auch welchen geben. Der Jürgen war völlig mit den Nerven herunter, und ich bin auch heute noch der Meinung, daß er nur aus diesem Grund die zwei Tore gegen die ČSSR 'reingelassen hat. Als dann in der Mannschaftsbesprechung die Formation für das Spiel gegen die VAR beraten wurde, machte ich den Vorschlag, daß Jürgen zwischen den Pfosten stehen sollte. Die Trainer waren einverstanden."

Gerade diese Situation zeigt, aus welchem Holz ein Kapitän geschnitzt sein muß und welch gutes kameradschaftliches Verhältnis in der Mannschaft herrscht. In vielen Sportheimen hängt der Spruch: „Elf Freunde müßt ihr sein, um Siege zu erringen." In der Olympia-Auswahl erwachte er zum Leben und findet heute in der A-Nationalmannschaft seine Fortsetzung. Klaus Urbanczyk, der Kapitän und „Sportler des Jahres", tat das Seinige dazu.

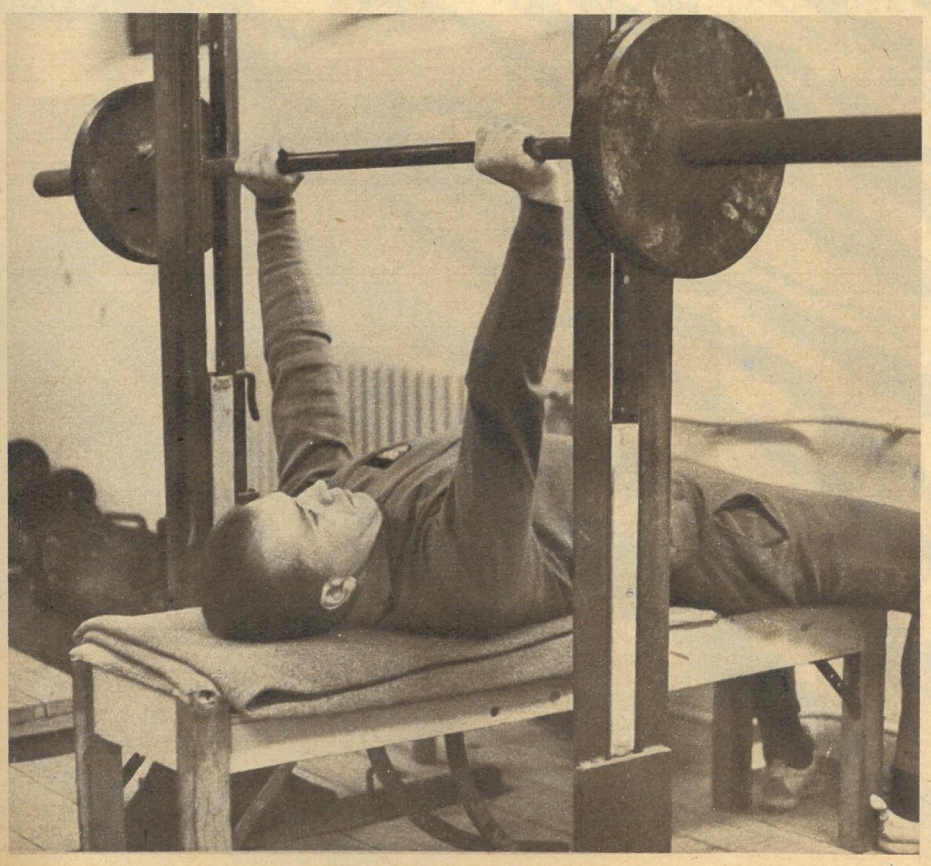
TEXT: HANS REINWALD
FOTOS: BERNDT (2), BEYER (1), KILIAN (2), ZB

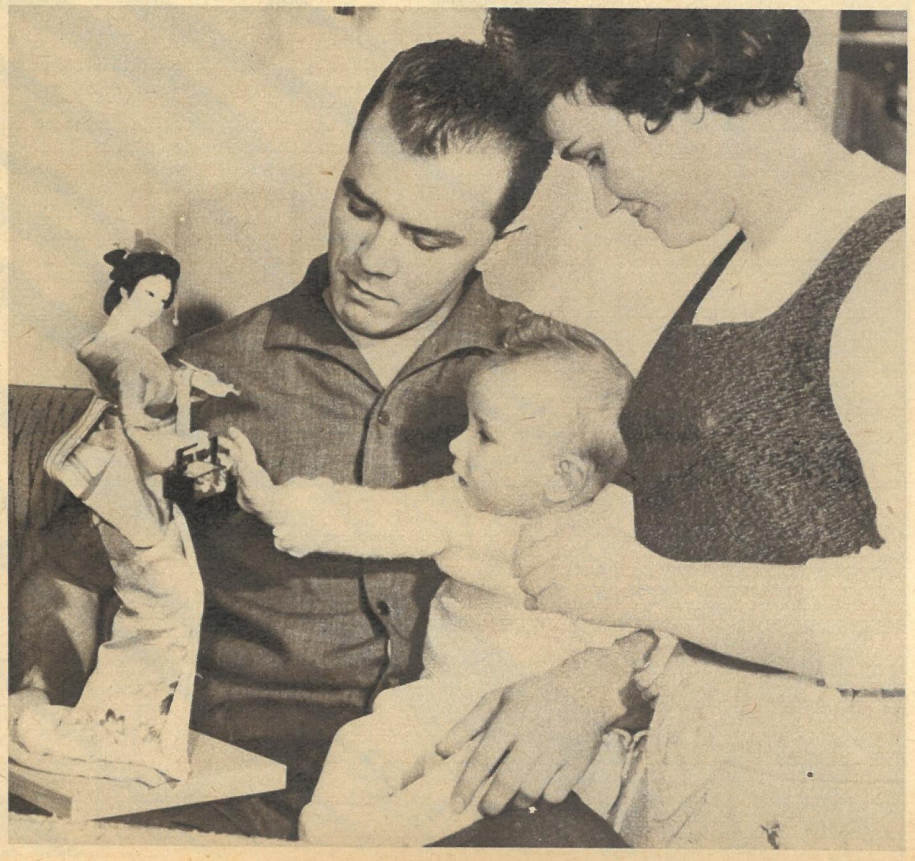
der kapitän

Klaus in Aktion gegen den englischen Linksaußen der Europaelf Charlton. 1948 begann der Hallenser mit dem Fußballspielen in der neunten Schülermannschaft. 1958 zog er den Dreß der ersten Mannschaft an, und beim 0:2 gegen Marokko gab er seinen Einstand in der Länderelf. Beim ersten Ausscheidungsspiel gegen Westdeutschland wurde er Kapitän. Soeben hat der linke Verteidiger das 2:0 gegen die UdSSR erzielt (Fotos oben).

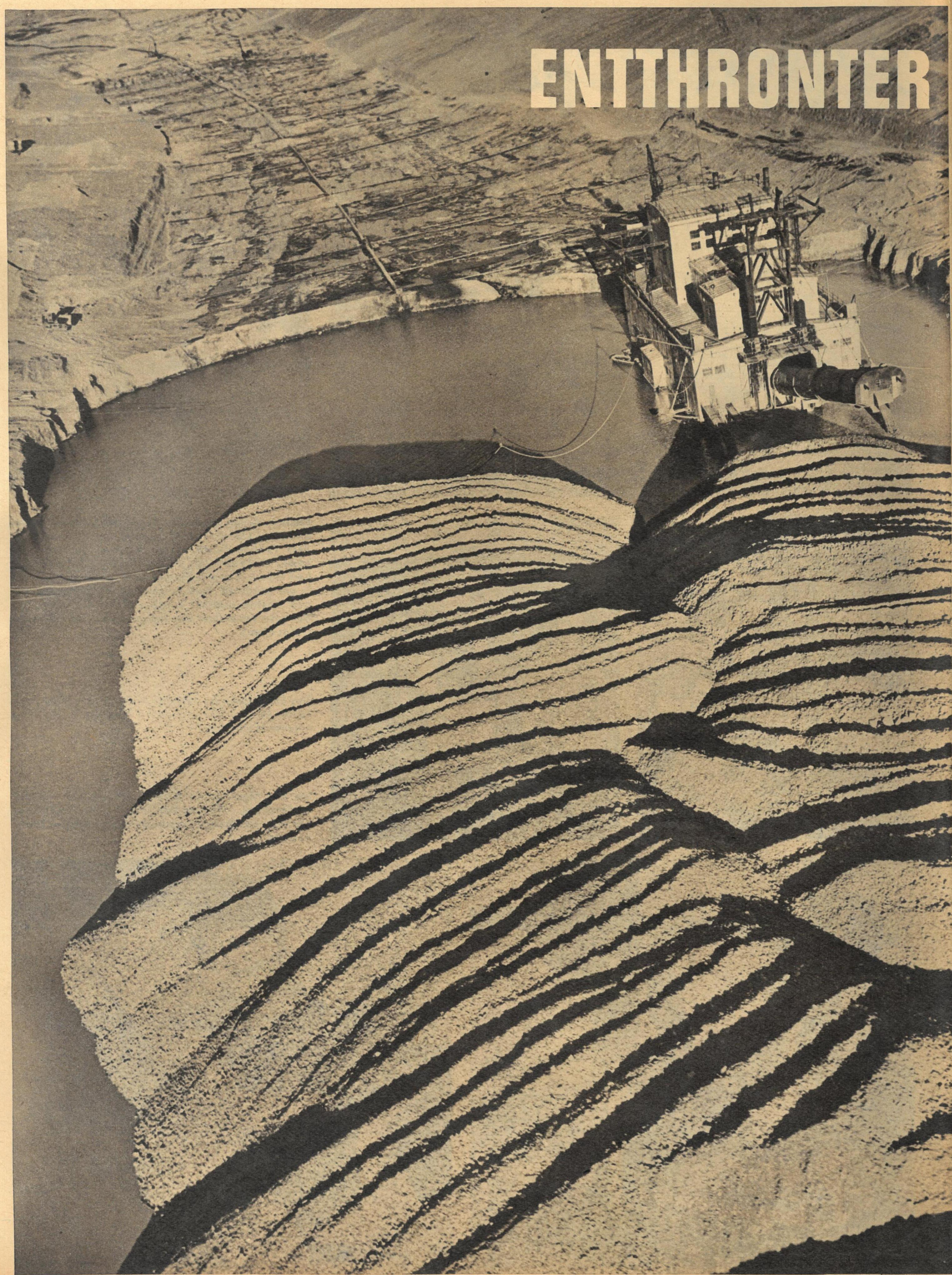
Das Entsetzliche ist passiert. Doch schon wenige Tage später kann er die olympische Medaille in Empfang nehmen (Fotos links).

Um den Muskelschwund zu beseitigen, hilft nur das Krafttraining. – Tochter Denise und seine Frau freuen sich über das Erinnerungsgeschenk japanischer Sportfreunde.





ENTTHRONTER



KÖNIG: GOLD

Kennzeichen: Ordnungszahl 79, widerstandsfähig gegen Säuren, eines der weichsten Metalle, außer in Legierungen zu nichts besonderem nutze, weder in der Industrie noch in der Technik. Und doch, wieviel Träume, Sehnsüchte und noch mehr Tragödien, wieviel Spekulationen und philosophische Abhandlungen sind mit jenem Begriff verbunden, der da heißt: Gold. Kaum ein Tourist würde in Moskau nicht die berühmten Juweliergeschäfte in der Gorkistraße und der Stoleschnikowgasse besuchen. Ein wenig neidisch wird manche Frau vielleicht auf die güldenen Schätze in den Vitrinen blicken in einem Lande, das zusammen mit Südafrika zu den größten Goldproduzenten der Welt gehört. Aber: Besteht nicht heute schon ein Widerspruch zwischen dem Ruhm dieses Metalls und seiner praktischen Bedeutung? Es ist noch nicht lange her, da auch bei uns in bestimmten Kreisen die Geltung eines Menschen in der Gesellschaft bestimmt wurde von dem Gewicht des Goldes und den Diamanten, die sich in seinem Familienbesitz befanden. Diese Maßstäbe sind wenigstens in den sozialistischen Ländern verblichen. Heißt das, daß bei uns das Gold seinen Wert verloren hat? Nein, denn Gold ist noch immer eine Art „Weltgeld", Vermittler im Wirtschaftsverkehr, Umrechnungsmaßstab für Währungen. Solange es kapitalistische Staaten gibt, wird sich daran nicht viel ändern. Solange behält das Gold seine Bedeutung. Darum mißt der sowjetische Staat der Gewinnung des Metalls mit modernsten Mitteln auch heute größte Bedeutung bei. Darum gibt es eine mannigfaltige westliche Literatur mit Spekulationen über die Höhe und den Umfang dieser sowjetischen Goldproduktion.

Seit langem sind die Goldvorkommen im Ural und in Sibirien bekannt. Auch in England, wo die Aktiengesellschaft Lena-Gold-Fields Ltd. im zaristischen Rußland das sibirische Gold schürfte und die Arbeiter so skrupellos ausbeutete, wie sie heute noch in Südafrika in den Tausende Meter tiefen Schächten der Goldgruben in glühender Hitze ausgebeutet werden. 1912 kam es auf den Goldfeldern an der Lena zu den in die Geschichte eingegangenen Erschießungen revoltierender Arbeiter.

Kolyma, ein weites Gebiet im äußersten Nordosten der Sowjetunion, ist jetzt Schwerpunkt der sowjetischen Goldgewinnung. Ebenso tritt auch das transkaukasische Gebiet immer mehr in den Vordergrund, eben jene Gegend, über die schon bei den Griechen die Sage vom goldenen Vlies umging. Ein namhafter sowjetischer Geologe formulierte den Goldreichtum so: „Als auf Alaska Gold entdeckt wurde, war das bloß der Kopf des goldenen Kalbes, die Fundstätten in Transbaikalien sind seine Beine, das Gold an der Lena sein Schwanz: sein ganzer Leib aber ist Kolyma." Die Vorräte also sind unerschöpflich und die Methoden der Gewinnung alles andere als romantisch. Moderne Goldwäschen sind Giganten der Technik, Tausende Tonnen schwer, sind Löffelbagger mit einem Fassungsvermögen von je 600 Litern, 200 Meter lang und so hoch wie zehnstöckige Häuser. Die Arbeiter in den Goldbetrieben der Sowjetunion üben eine Tätigkeit aus wie jeder andere. 30 Kilogramm schwere Goldklumpen bringen sie in keine sonderliche Erregung, viel mehr dagegen das Versagen irgendeines Aggregats, dessen Reparatur bei 30 oder 40 Grad Kälte keine reine Freude ist. Für sie, die die modernen Maschinen bedienen, ist Gold ein Metall wie jedes andere. Sie wissen, daß das Land dieses Metall mit der Ordnungszahl 79 braucht, daß die Industrie für bestimmte Legierungen es benötigt, daß es in der Medizin Verwendung findet und daß junge Menschen am Tage ihrer Hochzeit Ringe aus jenem Metall wechseln, das sie aus dem Flußsand der Lena oder der Kolyma auswaschen. Jährlich nimmt die Golderzeugung in der ganzen Welt zu. 1964 betrug dieser Zugang in den westlichen Ländern etwa 40 Millionen Unzen im Werte von 1,4 Milliarden Dollar. Doch dieser Gegenwert ist längst nur noch fiktiv. Seit über 30 Jahren wird offiziell die Unze Gold mit 35 Dollar gehandelt, obwohl der Dollar heute nur noch etwa die Hälfte seines damaligen Wertes beträgt und obwohl die Kosten für die Goldproduktion in den westlichen Ländern beträchtlich gestiegen sind. Das meiste Gold in Südafrika und anderen westlichen Ländern wird teuer aus tiefgelegenen Minen gefördert, 70 Prozent des sowjetischen Goldes jedoch aus sogenannten Goldseifen, deren Ausbeute keine Vorbereitung erfordern und wo die Gewinnung des Goldes meist im Tagebau erfolgt. So ist die sowjetische Goldgewinnung heute rentabler als in den meisten anderen Ländern. Wenn die USA dennoch den Goldpreis mit größten Anstrengungen auf seiner jetzigen Höhe halten wollen, dann eben deshalb, weil eine Erhöhung zugleich eine Entwertung des Dollars bedeuten würde mit allen daraus erwachsenden finanziellen, aber auch politischen Folgerungen. Goldkäufe der französischen Zentralbank haben Anfang dieses Jahres die amerikanischen Goldreserven auf den tiefsten Stand seit 1939 gebracht. Die Golddeckung für den Notenumlauf und die Einlagen liegt nur noch ganz wenig über den gesetzlich vorgeschriebenen 25 Prozent. Und man bereitet in den USA bereits ein Gesetz vor, diese vorgeschriebene Grenze aufzuheben, eine Maßnahme, die die Unsicherheit, die Unstabilität der westlichen Währungssysteme nur noch erhöhen würde. Dagegen konnte die Sowjetunion am 1. Januar 1961 den Goldgehalt des Rubels wesentlich erhöhen. Der Rubel hat den Dollar im Wert überholt. Ein Ereignis, das die kapitalistische Finanzwelt mit Sorge erfüllte. Denn: so wenig der Besitz des Elements mit der Ordnungszahl 79 den Wert und das Ansehen des Menschen im Sozialismus bestimmen, für den Wert und das Ansehen einer gesunden Währung bleibt es zur Zeit noch ein gewisser Maßstab.

GÜNTER LEUSCHNER

Hydroelevatoren trennen Goldsand vom Geröll. Waschanlagen saugen die zurückbleibende Pulpe auf und sondern das Gold aus. Zwei solcher Elevatoren ersetzen heute einen Spezialbagger.

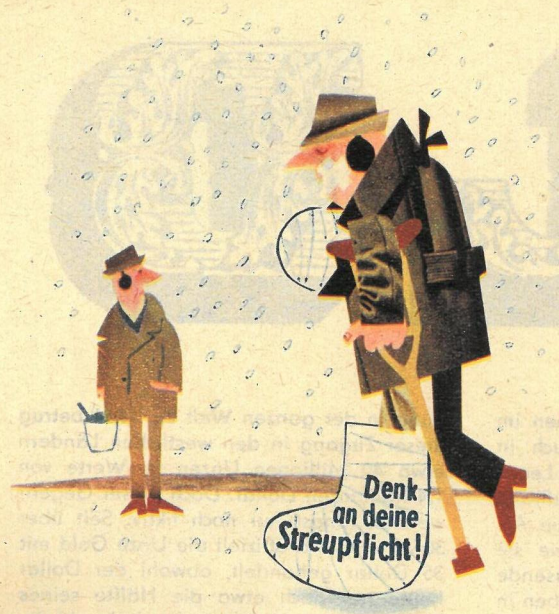
Gefunden im Gebiet Bilibino am Kolyma-Fluß. Der Goldklumpen wog 2,5 Kilogramm. Im Juni 1961 fiel den Goldwäschern von Kolyma ein solcher von 14 Kilogramm und 150 Gramm in die Hände.

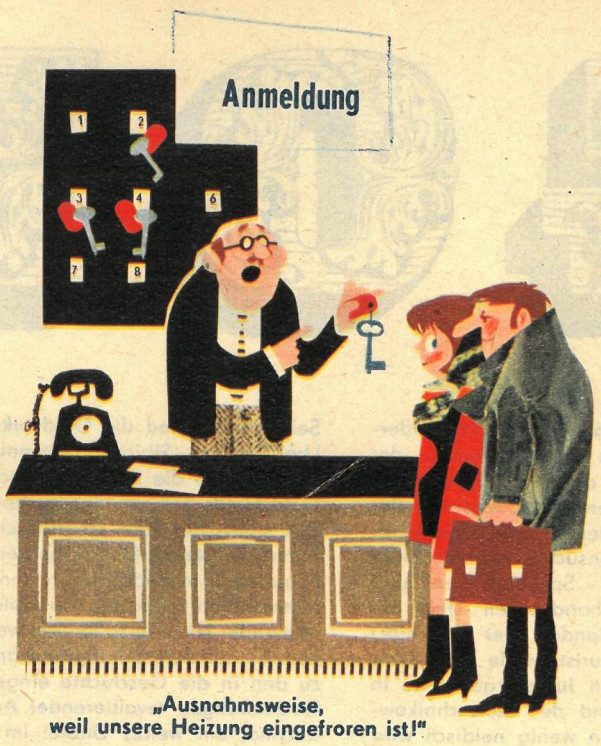
FOTOS: APN (2), TASS

Nur von einem Menschen bedient: schwimmfähiger Spezialbagger. Wäscht in 24 Stunden einige Tonnen goldhaltigen Sand.

Auf die Schnee-Schippe

genommen von Theo Immisch

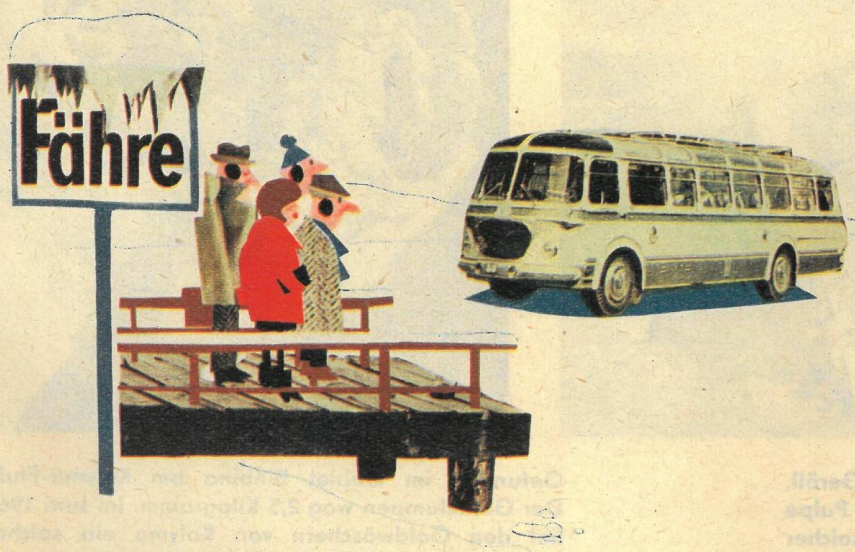




„Ausnahmsweise, weil unsere Heizung eingefroren ist!"

„Nach fünfhundert Kilometern Fahrpraxis ist man schließlich kein Anfänger mehr, aber wenn Lenkung und Bremsen gleichzeitig versagen . . ."

„Vergiß nicht, vor Abfahrtsläufen neue Unterwäsche anzuziehen, Karl, im Krankenhaus wird man immer gleich ausgezogen!"



„Nun drücken Sie heimwärts mal 'n bißchen drauf, Schulze, Sie wissen, ich bin auch bei Dienstfahrten für einen pünktlichen Feierabend!"

„Ich verstehe nicht, was manche an der Gaststättenkultur in unseren Seebädern auszusetzen haben! Wir sind jedenfalls äußerst zuvorkommend bedient worden . . ."

„Nächste Woche soll's wieder wärmer werden, Chef, da werden wir ihn schon finden!"